

Die Neue Welt!

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N^o 11.

1884.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Die Alten und die Neuen.

Roman von M. Gautskij.

10. Fortsetzung.

„Elsa!“ rief er der Eintretenden entgegen. Welch warmblütiges Leben und Empfinden bringt ihr dies eine kurze Wort entgegen! Arnold ist es, er erfaßt sie an beiden Händen und hält sie fest.

So stehen sie einen Augenblick einander gegenüber, sich an den Händen haltend, sich in die Augen sehend, ob es denn wirklich wahr, ob es denn möglich sei.

Aber es ist so, und diese Gewißheit bringt beiden ein solches Glücksgefühl, daß es sie verwirrt, betäubt. Sie geben sich keine Rechenschaft davon, und so fragen sie auch nicht, wie es gekommen sei, daß sie an diesem Ort zur Nachtzeit so unerwartet aufeinander treffen.

Aber jetzt, bei den ersten Worten, die er zu ihr spricht, erfaßt es sie wie ein Schauer, und als hätte der Ton seiner Stimme genügt, um diesen unbegreiflichen Zauber eines Augenblickes zu zerstören, reißt sie sich los von ihm und stürzt in das Zimmer ihres Vaters.

Sie war gewohnt hierher zu flüchten bei allem, was sie bewegte, hier Schutz zu finden vor allem, was sie verletzte.

Auf seinem Schreibtisch brennt eine Lampe; eine Anzahl von Schriftstücken liegt hier ausgebreitet, wie immer, wenn er hier zu arbeiten pflegt. Ihr verstörter Blick irrt suchend umher, er trifft auch das Bild des Vaters, das Arnold auf einer Staffelei hier aufgestellt hat. Sie stürzt darauf los und umschlingt es mit beiden Armen.

„Vater, Vater, mein Vater!“ Aufschluchzend sinkt sie daran nieder, und nun weint sie, als müsse ihr das Herz brechen.

Arnold war ihr gefolgt, aber er steht stumm und ehrerbietig vor diesem Ausbruch ihres kindlichen Schmerzes. Unbeweglich lehnt er sich an den Schreibtisch, an dem er eben zuvor gefessen, um die Aufzeichnungen Barrs zu ordnen und zu sichten.

In dem schwach erhellten Gemach waren tiefe Schatten gelagert. Mit seinen durch Laden geschlossenen Fenstern und Türen war es in Nacht begraben und kein Odem, kein Ton von außen drang in seine Stille; aber in diesem Augenblick war es von dem tiefen Weh eines jungen Herzens durchzittert, das sich in leidenschaftlichem konvulsivischen Weinen Luft machte.

Sie hatte sich in einen Stuhl geworfen und beide Hände vor die überströmenden Augen gepreßt. Ihre Gestalt bebte unter nervösen Zuckungen, und das wallende blonde Haar, das einzige Helle in dieser Dunkelheit, flimmerte bei jeder Bewegung des Kopfes auf in einem goldigen Schimmer.

Er tritt leise hinter ihren Stuhl und beugt sich zu ihr hinab.

„Elsa!“ sagte er sanft und bewegt, und unwillkürlich legt er seine Hand auf dieses schimmernde Haar und streicht beruhigend darüber hinweg, wie er es getan, als er sie zum erstenmal gesehen.

Sie läßt die Hände von ihren Augen fallen und in rascher Wendung vor ihm zurückweichend, sieht sie ihn an mit dunklem verstörten Blick.

„Was tun Sie!“

„Sie sollen nicht mehr weinen,“ sagt er weich.

Sie aber bricht in neue Tränen aus.

Er setzt sich in ein Fauteuil ihr gegenüber.

„Ich begreife Ihren Schmerz, der sich an diesem Ort erneuern mußte; auch ich empfand, als ich hier eintrat, eine tiefe schmerzliche Beklemmung. Wir haben beide in ihm einen Vater verloren, unseren besten Freund.“

„Ich habe alles verloren, alles!“ rief sie mit zuckenden Lippen, „mein Vater war der einzige, der mich lieb hatte auf dieser Welt, der einzige, den ich geliebt habe.“

Ernst, mit einem Blick der Frage, fast des Vorwurfs, sah er sie an: „Ich dachte doch, was Glück und Liebe in dem Leben eines Weibes bedeutet, winkt Ihnen noch verheißungsvoll entgegen.“

„Glück und Liebe!“ wiederholte sie, und um die blühenden Lippen des jungen Mädchens legte sich ein herber weltverachtender Zug, „wo sind sie unter den Menschen zu finden, nirgend und niemals!“

„Elsa, so sprechen Sie, die alles vergöttert, die alles liebt!“ Ein konvulsivisches Aufschluchzen hob ihre Brust und in ihren Augen, in denen noch die Tränen standen, blitzte es auf.

„Was sie Vergötterung und Liebe nennen, ist etwas, das mir das Herz empört. Wissen denn diese Menschen überhaupt

zu lieben? Ich glaubte es einst, ich vermeinte, es könnte nicht anders sein, weil mich ja selbst alles angetrieben hat, sie zu lieben, aber es ist nicht wahr, es ist eine Täuschung wie alles, was in dieser Welt geglaubt wird. Und diese Menschen hassen einander, alle, alle! Es lebt kein Gefühl des Mitleids in ihnen, jeder sucht den andern zu kränken, zu übervorteilen, ihm zu schaden, und Freude und Befriedigung ist ihnen der Kummer, die Demütigung, die sie einem ihrer Mitgeschöpfe zugefügt haben; o, ich habe es gesehen, gehört, selbst miterlebt! Geht, ihr liebt nichts und niemand als euch selbst, ihr verlobt euch, ihr verheiratet euch sogar ohne Liebe."

Wie in vehementer Anklage schleuderte sie ihm die letzten Worte entgegen, aber aus dem Ton hörte man das eigene tiefe Leid heraus; Arnold war davon bewegt, ergriffen, und doch entgegnete er fast mit Härte:

"Aus Ihnen spricht ein tiefverwundetes Gefühl, ein persönliches Verletztes. Ich weiß nicht, wodurch es entstanden ist, wer es verursacht; Sie leiden, aber Sie verweigern mir jede Erklärung dafür. Nun ja, ich habe ja auch kein Recht auf Ihr Vertrauen, es gehört allein demjenigen, mit dem Sie, mein Fräulein, sich verlobt haben, dem Baron Reintal."

Elisa sprang in die Höhe, ihre Gestalt schien noch zu wachsen und ihre Augen entzündeten gegen den Dreifüßler einen finstern flammenden Blick.

"Es ist eine Lüge, eine ihrer vielen Lügen, eine ihrer vielen Erbärmlichkeiten."

"Es wäre nicht wahr, wie? was alle Welt behauptet —?"

"Weil sie es aller Welt vorgelogen haben, und wie in einem Neze haben sie mich mit diesen Lügen umgarnt, sie glaubten mich zu fangen, aber ich bin ihnen entkommen, ich bin frei."

"Sie lieben den Baron nicht?!" Wie verändert klang das, wie ein Emporzubeln nach der Dual.

"Nie und niemals!"

"Und Sie sind vor ihm geflohen?"

"Vor ihm und vor den anderen."

"Sie sind allein hierher gekommen?"

"Mit meiner Großtante, Gräfin Dönhof."

"Mit ihr?"

"Sie war es, die mir eine Zuflucht zeigte, die einzige, wo ich mich beschützt fühlen könnte, die mir Ruhe sichern würde und den Frieden."

"Und diese Zuflucht ist —"

"Sie nennen sie ein Kloster."

"Ah, man hat Sie also schon bekehrt."

"Man will mich taufen, hier, in der Kirche von Amsee; von diesem Akte, so scheint es, erwartet man ein Wunder; eine Wandlung, eine Umgestaltung soll sich in mir vollziehen."

"Sie können nicht daran denken, nicht daran glauben, Elisa!"

"Ich glaube es nicht. Wie ihre Liebe, so flößt mir auch ihr Glaube Grauen ein; sie heucheln ihn und suchen andere und sich selbst damit zu täuschen. Einbildung erscheint mir alles, was sie darüber sagen, ein Wert der Phantasie, und doch —" sie hatte sich wieder gesetzt und der schöne Kopf neigte nun wie in plötzlicher Ermattung sich gegen die Brust herab. "Was bleibt mir übrig, was erwarte ich? Wenn in dieser Welt alles schlecht ist und alles Sünde, wenn wir uns abwenden müssen von dem Wirklichen, weil es das Gemeine ist, das uns unaufhörlich verletzt, das uns bedroht, wäre es dann nicht besser, sein Herz, das doch nicht glücklich werden kann, an diese Täuschung hinzugeben? seine Seligkeit in jenes Ungewisse zu verlegen, in ein Jenseits, von dem wir ja nichts, gar nichts wissen können und darum aber alles, alles glauben dürfen?"

Arnold hatte in rascher Bewegung seinen Stuhl dicht an den ihren herangeschoben; seine Mienen zeigten eine zärtliche Beunruhigung und seine Stimme gewann an Innigkeit und Klang.

"Mein Elisa, das gilt nur für die Schwachen, diese mögen es vorziehen, sich selber zu betrügen, als die Welt zu sehen wie sie ist, in all ihrer Schwäche und Unvollkommenheit. Wir sehen allerdings noch auf einer tiefen Stufe der Entwicklung,

aber wir gehorchen einem ewigen unwandelbaren Gesetz, es ist der Fortschritt; und auch für uns gibt es noch ein anderes Leben, das sich forterbt von Geschlecht zu Geschlecht, es ist das Wissen. Elisa, diese gesunden Anschauungen müssen wir uns bewahren, eifersüchtig müssen wir über ihnen wachen, und Sie, die Sie in diesen Anschauungen erzogen sind, Sie dürfen sie nicht für Illusionen hingeben, die grundverderblich wirken, weil sie uns um die Kraft des wirklichen Lebens bringen, um die Kraft zu lieben."

Elisa schüttelte den Kopf, als hätte sie nie diese Kraft besessen oder wolle sie nicht mehr besitzen; er aber fuhr bewegt in überzeugender Wärme fort: "Glauben Sie es mir, in dieser Fähigkeit zu lieben liegt unser Glück, darin ist bisher das Ihrige gelegen."

Sie hob den Kopf und, was sie soeben vermieden, jetzt sah sie ihm in die Augen, fest und trotzig fast.

"Soll man auch lieben, was nicht liebenswert ist? Kann man das? Und vertrocknet einem nicht das Herz darüber? Warum mußte ich erkennen, daß das Leben so wichtig ist, so armselig, daß wir selbst so wenig sind und so elend werden können."

Auch seine Augenbrauen fürchten sich. "Sie wurden es, weil Sie in einer Gesellschaft lebten; die nur von den eigenützigsten Motiven bewegt ist und die in dem Wahn lebt, sie sei allein zum Glück berechtigt und könne allein für sich glücklich sein. Aber dem ist nicht so, wir stehen in einem nicht trennbaren Zusammenhange mit der ganzen Menschheit und mit jedem Einzelnen; wir müssen den Kreis unserer Sympathien erweitern, nicht verengen, und wenn wir erst die Glückseligkeit der Menge zu der unseren gemacht haben, dann werden wir nie arm an Freuden sein. Elisa, der Mensch kann nichts Höheres lieben als den Menschen und diese Liebe liegt tief in unserer Brust als ein Naturgesetz, wir üben sie in jedem Augenblick und unbewußt." Sein Mund lächelte ein wenig und ein Zug anmutiger Schalkhaftigkeit kräuselte seine Lippen; "glauben Sie sich dem entziehen zu können? und liegt es denn nicht in unserer Macht, in jedem Augenblick Glück zu schaffen, Glück zu empfangen? Und wenn Gedanke an Gedanke sich entzündet, und Gefühl an Gefühl, empfinden wir dann nicht alle Wonne des Lebens? Elisa, wenn ich diese finsternen Vorstellungen wieder banne, die etwas Fremdes in Ihnen sind, etwas Krankhaftes, das nicht zu Ihnen gehört, und wenn ich Sie jener heiteren Lebensanschauung zurückgewinne, die der Vater von Kleinauf in Ihr Herz gelegt, und wenn Sie dann wieder lächeln, Elisa, so werden Sie mir ein Uebermaß von Glück geschenkt haben, und ein Wiederstrahl davon wird in Ihr eigenes Herz zurückfallen." Er hatte ihre Hände ergriffen und er hielt sie mit festem Druck in den seinen.

Ihre Pulse klopfen, eine Blut stieg in ihre Wangen und färbte ihr selbst Hals und Nacken.

"Von mir sollte Ihnen Glück kommen, von mir?!" stammelte sie in unendlicher Verwirrung.

"Ich werde jubeln, sobald mir Ihr Mund bekennet, daß ich Sie uns zurückerobert habe, daß Sie wieder uns angehören, ganz uns."

"Wem — Euch?" fragte sie plötzlich und ebenso plötzlich schwand das Rot der Freude von ihren Wangen, "und wenn gehören Sie? und stimmen Ihre Worte auch zu Ihren Taten, und sind Sie selbst Ihren Anschauungen nicht untreu geworden? Ich finde Sie in der vornehmen Welt, auf das engste mit denen verbunden, mit denen ich nichts mehr gemein haben will — Sie sind der Sohn jenes Baron Reintal."

"Sie wissen das?!"

"Ich weiß es, und ich weiß auch, daß er wünscht, und daß Sie selbst darnach begehren, Helenens Gatte zu werden."

Jäh, wie ein wildausbrechender Strom, war es über ihre Lippen geflossen; aber was das junge eifersüchtige Herz so unbedacht und widerwillig verraten hatte, es brachte dem Manne, der an ihren Bügen gehangen, ein neues Glück, ein unendliches, ein bisher nicht einmal geträumtes.

Ein Feuerstrom ergießt sich in seine Adern und, selbst bebend, sah er auf das bebende Mädchen hernieder, das ihn einen Blick in ihr Herz tun ließ, für dessen innerstes Seelenleben ihm jetzt eine entzückte Ahnung aufgegangen war. Noch wagt er nicht es auszudenken, aber sein Blut ist entzündet, in heißer Dringlichkeit suchen seine Augen den ihrigen zu begegnen, und um seine Lippen legt sich jenes bewußte Lächeln der Männlichkeit.

„Niemand dachte ich daran, es ist ein Irrtum — ein Irrtum, ein Irrtum.“

Er wiederholt nur das eine Wort, aber so innig und zärtlich, nichts konnte überzeugender wirken. Und sie ist überzeugt, sie glaubt ihm, und damit war ihr Glaube und Liebe für die ganze Menschheit wieder erstanden. Es war ein gefährlicher Augenblick für die beiden. Diese jungen Herzen klopfen in der Erregung ihres jähen Glückes so nahe aneinander, mit dem Bewußtsein, daß sie zu einander gehören, und immer zu einander gehören würden, weil sie alles verbindet, was Menschen miteinander verbinden kann.

Aber inmitten dieses Aufruhrs der Gefühle erhob sich in ihm jener Widerstreit, jene innere Mahnung, die der Wilde sein Gewissen, die der Zivilisirte Pflichtgefühl nennt. Er liebt sie, aber darf er seinem Herzen folgen und wenn es noch so ungestüm gebietet? Darf er dem eigenen egoistischen Begehren zum Opfer bringen, was bisher sein innerstes Wollen gewesen und sich in ihm gleichsam zum Gesez kristallisirt hat? Oder soll er die Geliebte mit hineinziehen in Kampf und Gefahr, soll sie ein ungewisses Schicksal mit ihm teilen?

Aber jetzt schlägt sie die Augen zu ihm auf und um seine Vermunft scheint es geschehen.

Die ganze Borne eines Menschenherzens liegt in ihrem Blick, aber zugleich etwas Hohes, Reines, In sich Befriedigtes. Ihr ist alles erfüllt, was sie ersehnt hat, sie hat ihn wiedergefunden, so, wie sie ihn seit Jahren in ihrem Herzen getragen, und so schön und herrlicher. Mit stolzer Bewunderung kann sie wieder zu ihm emporsehen, sie fühlt kein anderes Verlangen noch.

„Ich will nimmer an der Menschheit zweifeln und nimmer an dem Glück, das Menschen Menschen geben können,“ sagt sie leise und schüchtern. Aber ihr Blick wird fester und fester ihre Haltung, ihr Antlitz, wie von innen erhellt, erschien wunderbar schön. „Ich will nicht mehr zu den Schwachen gehören, Arnold, ich sehe die Notwendigkeit des Kampfes ein, aber es genügt mir nicht, nur für mein eigenes Ich mich zur Wehr zu setzen. Lassen Sie mich an Ihrer Seite stehen und als die letzte mit teilnehmen an dem Kampfe, den edle Geister für ihre Ueberzeugungen kämpfen und für das Wohl und Wehe anderer. Ja, ich will das Glück aber auch das Leid der Armen und Unterdrückten auf mich nehmen, und wenn ich eine Träne gefüllt und einem Herzen höheren Mut verliehen, so werde ich mich nie mehr unglücklich fühlen können.“

Und wieder hatten sie sich an den Händen gefaßt, aber jenes zitternde Beben, das die Berührung steigert und es in leidenschaftliche Blut verwandelt, war in diesem Augenblick geschwunden. Sie hielten sich fest und treu wie zwei Kameraden, die etwas so Hohes verbindet, wie eine Idee es ist.

Es dämmerte und der erste Hahenschrei klang über den See herüber, als Arnold und Elsa aus dem mittleren Gemache auf den Balkon heraustraten. Eine graue Nebelmasse lag über dem See und umhüllte einem Schleier gleich auch die nahen Felsen und Sträucher.

Sie betrachteten einen Augenblick dieses Wogen und Ineinanderwallen, dieses Lösen und Auseinanderfliehen und sich wieder verbinden. Mit heitern, frischen Augen sahen sie in den kalten Morgen hinaus und reichten sich dann die Hand zum Abschied.

Stundenlang hatten sie nebeneinander gesessen, an dem Schreibtische ihres Vaters. Nachdem sie einmal ihr egoistisches Begehren besiegt und sich von ihm abgewendet, war ihnen eine schöne Herzlichkeit und Zutraulichkeit erstanden. Arnold hatte ihr von seinen bisherigen Arbeiten erzählt, und daß das Werk,

das er im Manuskript hierhergeschickt, soeben in der Öffentlichkeit erschienen sei. Dann sprachen sie von dem Nachlasse des Vaters, wie er zu ordnen und in seinem Sinne zu verwerten sei. Sie ordneten gemeinsam die verstreuten Blätter, und Elsa wußte manches Exzerpt aufzufinden und erinnerte sich an manche Aufzeichnungen, die gesondert gelegen. So hatten sie miteinander gearbeitet und geplaudert, Unbedeutendes erwähnt und wieder die höchsten Fragen erörtert, wie es gerade kam. Er hatte ihr von seinem Verhältnis zu Reintal erzählt, und sie hatte ihm vertraut, wie sie dies alles schon gewußt habe, noch ehe er sie gesehen; hier an der Tür war sie als Lauscherin gestanden, hatte die Geschichte seiner Jugend vernommen und das traurige Schicksal seiner Mutter, und so sei es auch gekommen, daß, als sie später Reintal kennen gelernt, sie in ihm nur den Vater Arnolds gesehen.

Wie diese Erklärung ihn befriedigte, wie er jedes Wort von ihren Lippen nahm! Ihr eigenes Geheimnis trugen sie still in sich verschlossen. Es war die Knospe einer ersten Liebe, die ihren ganzen Duft sich noch bewahrte. Es ward beschlossen, daß Elsa in das Pfarrhaus zurückkehren solle; jetzt hatte sie keine Furcht mehr. Sie wird die Taufe verweigern und verlangen, daß man sie nach der Residenz zurückbringe. Arnold wollte darüber wachen, daß diesen ihren Wünschen auch entsprochen werde. Im Hause Helenens wollten sie sich wieder sehen, aber Arnold gedachte immer wieder hierher zurückzukehren, bis all das verstreute und noch zu verwendende Material vollständig gesichtet und geordnet sein würde. Seine Anwesenheit in der Villa sollte indes unbekannt bleiben, für alle, außer Georg, ein Geheimnis.

Jetzt geleitete er sie über die von außen angebrachte Treppe hinab, dann schritten sie zwischen den duftenden Knospenden Gebüschen des Ufers dahin. Die Luft war kalt, von einer prickelnden Frische, das Rauschen und Wehen des beginnenden Tages umgab sie, das die Natur aus ihrem Schlummer weckt. Schon hüpfte es in den Zweigen und der Morgenwind trieb kleine weiße Blütenblätter, die er von den Büschen gestreift, ihnen ins Gesicht.

Sie lächelten still unter dieser gleichen Berührung, und wie sie jetzt bei dem Rahn angelangt waren, wollten ihre Hände nicht allzu rasch sich auseinander lösen.

Elsa sprang in das Boot und beide waren nun bemüht es loszubinden.

Sie ergriff hierauf das Ruder, während er das flache Fahrzeug über den knirschenden Ufersand hinweg ins Wasser stieß.

„Auf baldiges Wiedersehen!“ sagte er. Sie nickte ihm zu, sie wollte nicht sprechen, eine eigenartige Beklemmung schnürte ihr die Brust zusammen. Das einsame Boot schwamm in den mit Nebeln überwallten See hinaus.

12. Kapitel.

Auf die hohe Kuppe des Plattenberges fallen die ersten Strahlen des Lichts, sie beginnen sich rot zu färben. Die tiefer schwebenden Nebel aber verdichten sich noch mehr. Wie eine Wolkendekoration senken sie sich langsam hernieder, die Bergesgipfel befreiend, aber über dem Wasser sich zusammenballend. Ein feuchter grauer Schimmer breitet sich über die Ufermatten, und auf den Nadeln der dunkeln Tannen und Föhren glizert es perlengleich. Ein junges Mädchen kommt von der Bahn her, dem See entgegen.

Seine entblößten Füße stecken in Holzschuhen, ein grober Kittel bedeckt den dünnen Leib und um Hals und Brust hat es ein Tuch gewickelt, dessen Enden nach rückwärts geknüpft sind. Es ist Eva. Fröstelnd zieht sie die Schultern in die Höhe.

Sie steigt in ein Boot und legt mehrere Wäschestücke, die sie mitgebracht hat, auf den Boden desselben. Sie will sie waschen, aber wie sie jetzt ein Stück ins Wasser taucht, kommt es über den zarten Körper wie ein Krampf; das grobe Leinen entsinkt der Hand, und sich auseinander breitend, schwimmt es hinweg, im Wasser einen roten Streifen hinterlassend. Das junge Mädchen bleibt einen Augenblick wie gelähmt, es starrt

auf diese blutige Furche, dann rafft sie sich auf, und das Ruder ergreifend, bringt sie mit einem Schlag das Boot dem entschimmenden Leinen nahe; sie beugt sich über und ergreift es rasch, und nun beginnt sie es sogleich zu schweifen und zu reiben, um es hierauf mit dem Bläuel zu bearbeiten.

Die Sonne ist über den Ramm der gegenüberliegenden Berge heraufgestiegen, und es kommt nun Bewegung in die trägen, formlosen Massen, die über dem Wasser lagern. Hell und goldig wogen sie ineinander und goldig erscheint unter ihnen der weithin sich erstreckende Reflex im Wasser, das dadurch wie von unten erleuchtet aussieht. Aus diesen goldigen Nebelschleiern taucht jetzt ein dunkler Gegenstand auf, Elsa's Boot. Aufrecht steht sie darin, die Sonne glänzt über sie hin, und ihre Straßten umleuchten wie in einer Aureole das blonde Haupt.

Eva sieht auf und von dem unvermuteten Anblick überrascht, blickt sie der Daherkommenden entgegen.

Sie glaubt sie zu erkennen, aber sie bleibt unbeweglich in ihrer kauernenden Stellung, und blöde und schüchtern, ruft sie ihr auch keinen Gruß zu.

Das Boot fährt dicht an das ihrige heran und legt sich an dessen Seite.

Jetzt erhebt sich Eva, die beiden Mädchen sehen sich an.

„Du bist's, Evi, ich hab' mich nicht getäuscht!“ rief Elsa.

Eva bewegte nur bejahend den Kopf, aber Elsa war schon zu ihr in das nachbarliche Fahrzeug hinübergestiegen und sie umarmte ihre kleine ehemalige Freundin und küßte sie in warmer herzlicher Freude.

Als sie aber die nassen Hände anfühlte und den durchkälten Körper, stieß sie einen Ruf der Besorgnis aus.

„Du bist ganz erstarrt Eva, was tust du hier? Du wirst dich erkälten.“

Eva, in Ueberraschung und Verlegenheit, wuschte sich die Hände in ihrem Rocke ab, aber im nächsten Augenblick hob sie das nasse Linnen empor und näßte sie so aufs neue.

„Daß Sie's aber doch wirklich sind,“ stammelte sie, Elsa nur verschämt von der Seite ansehend, „Sie wohnen also wieder drüben in der Villa?“

Elsa, nun ihrerseits etwas verlegen, schüttelte den Kopf.

„Mein, Evi, ich habe nur einen Besuch drüben gemacht, ich werde Amsee heute wieder verlassen; aber Evi, erinnerst du dich denn nicht, daß du meine kleine Schwester bist, wir sagen du' zueinander.“

„O,“ sagte Eva freudig und doch verschämt, „geht denn das noch, Sie sind ja jetzt so viel vornehm und schön —“

„Du meinst, ich bin dieselbe geblieben, und du —“

Elsa hielt inne, sie konnte nicht das gleiche von Eva behaupten, das kleine Ding vor ihr sah recht herabgekommen aus. So blaß und durchaus armselig, und ihr Haar war nicht gestämmt und die Augen wie übernächtigt und stark gerötet; alles an ihr deutete auf Kummer und Glend. „Sag doch,“ rief Elsa in plötzlicher Dringlichkeit, „mußt du denn hier am Wasser bleiben, es ist kalt, und warum willst du denn jetzt, zu so früher Morgenstunde deine Wäsche waschen?“

„Ich darf die Blutflecken nicht eintrocknen lassen, sonst bring ich sie gar nimmer heraus,“ bemerkte Eva schüchtern, indem sie sich wieder ihrer Wäsche zuwendete.

„Das ist Blut,“ rief Elsa erschreckt, „was ist denn geschehen?“

„Seine Wunde is halt in der Nacht wieder aufgebrochen, und er hat viel Blut verloren?“

„Wer ist denn verwundet?“

„Der Vater. Beim Schieferbruch ist ein Teil vom Ueberhang eingestürzt. Einen hat's gleich erschlagen, der Vater hat einen Schlag auf den Kopf kriegt.“

Sie sagte das alles mit jener stumpfen Ergebenheit, die keine Tränen mehr hat.

„Das ist entsetzlich!“

„Ja, aber es kommt jedes Jahr vor.“

Also auch hier hatte die Gewöhnung das Schreckliche, weil es zu einem häufigen geworden war, ertragen gelernt.

„Aber er wird doch geheilt, dein Vater, er wird wieder gesund werden?“

„Der Doktor sagt, er wird nit dran sterben, aber es kann lange dauern, eh' er g'sund wird.“

Elsa seufzte, dann sah sie auf die kleinen braunen Hände, die eifrig bei der Arbeit waren.

„So werden die Flecken doch nicht weichen,“ sagte Elsa mitteilidig, „du mußt Seife dazu nehmen.“

Evi blickte nicht auf, es war, als ob sie sich des Mangels schämte. „Freilich,“ erwiderte sie leise, „aber Seife ist teuer. Von der Hofer habe ich früher etlichemal eine zu leihen genommen, — jetzt geh' ich nimmer zu ihr.“

„Warum? ist sie weniger freundlich gegen dich?“

Das blasse Gesichtchen Evas überflog eine jähe Röte, sie zögerte erst mit der Antwort, und überhastete dann die Worte:

„Sie ist mir halt böß von wegen dem Valentin.“

„Das ist ihr Sohn, Georg's Bruder, nicht wahr?“

„Ja.“

„Er arbeitet noch immer in Solenbad?“

„Ja, aber er kommt jeden Sonntag heraus, denn —“

„Er hat dich lieb?“

„Das weißt eh.“ Sie sagte es leise, verschämt vor sich hinlächelnd, und sie rang dabei das Linnen aus und legte es in ihren Schoß.

Elsa setzte sich auf das Brett im Boote; mit einer raschen Bewegung hatte sie den Arm um den Hals der vor ihr Kauernenden gelegt.

Diese blickte überrascht auf, als sie aber in das gute Gesicht, in die lieben, warmherzigen Augen sah, da schwand ihr die scheue Zurückhaltung und in all der naiven reizenden Mädchen-vertraulichkeit warf sie sich der Freundin an den Hals.

Elsa zog sie neben sich auf das Bänkchen. Fest umschlungen und Wange an Wange tauschten sie einzelne Worte, aber allmählich wurden Evas Geständnisse zusammenhängender, bis sie endlich in kindlicher Geschwätzigkeit alles herausgeplaudert, was ihr auf dem Herzen lag:

„Er könnt's freilich besser treffen, der Valentin, könnt eine kriegen, die ihm was zubräch', eine von Solenbad selber. Die Mädchen dort sind ihm eh schon auffällig, daß er ihnen jeden Sonntag davon geht, aber er tut's doch, und er laßt's Wirtshaus und die Musik und sucht uns auf. Der Bursch' bringt sich so selber um alle Freud', und er g'hört doch zu denen, die gern lustig sind, und die Leut' sagen, er hätt's früher oft a bissel toll trieben, und jetzt, schau, sitzt er an jedem Sonntag Nachmittag auf dem Bankerl vor unserm Haus, wie ein alter Invalid, und halt' den klein Gustel auf den Knien; er hat nit davon, daß er mich so lieb hat, der arme Mensch, und er ist alleweil so gut und so treu, aber ich bin nur sein Unglück, die Hoferin hat schier Recht.“

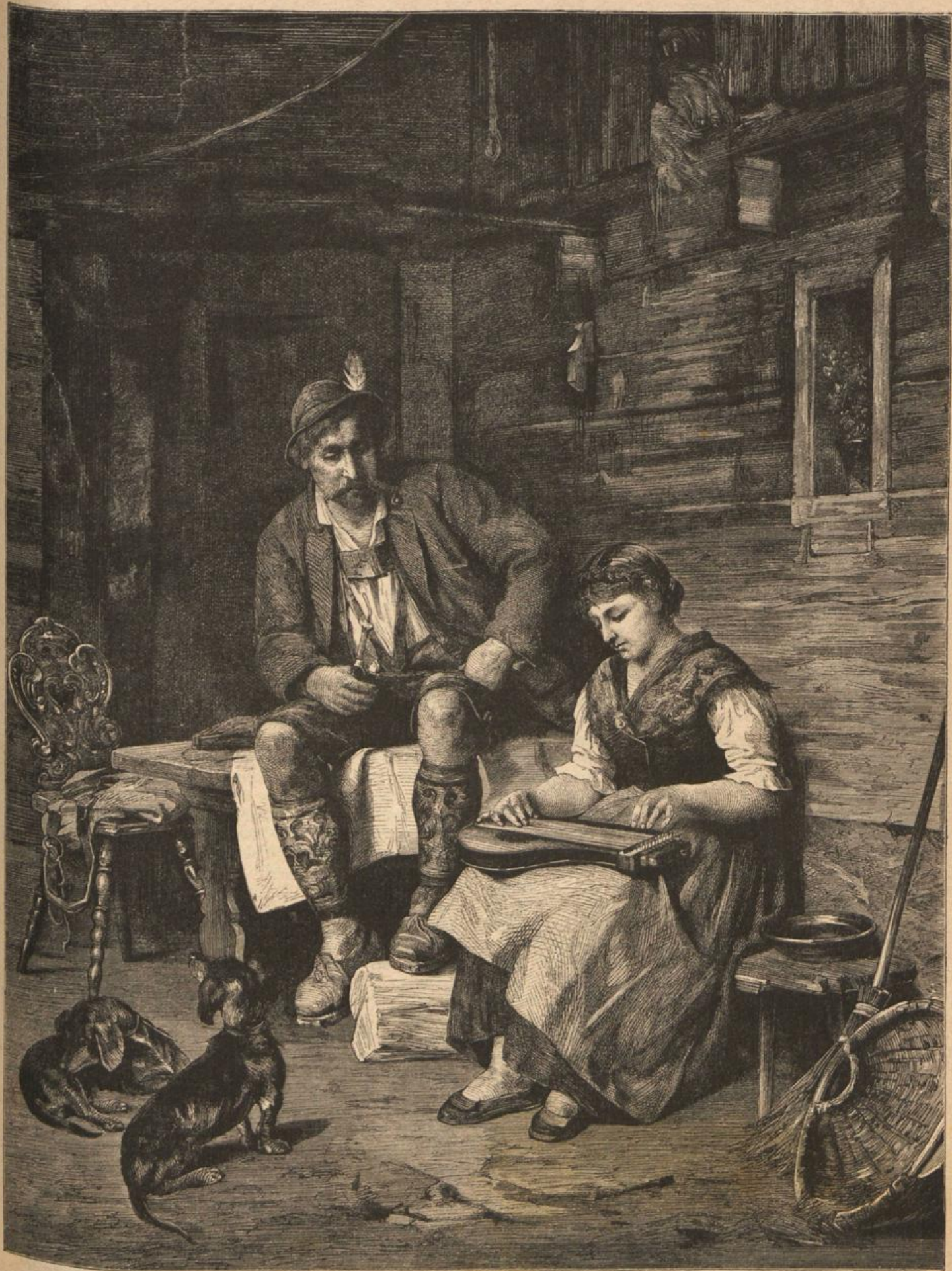
Elsa streichelte ihr die Wange, über die langsam eine Träne rann.

„Du bist ein Kind, Evi, du gibst ihm mit deiner Liebe das Höchste und Beste, das er sich wünschen kann.“

„Ist's denn wahr?!“ rief sie, und sie lächelte unter ihren Tränen, „er sagt dasselbe, und daß er just mich haben will und durchaus. Und er lamentirt nur, daß wir so lang auseinander warten müssen.“

„Warum heiratet Ihr auch nicht?“

Die kleine Eva nahm eine sehr überlegene Miene an. „Ja, Fräul'n Elsa, bei uns armen Leuten geht das nicht so leicht, wie du glaubst; und der Valentin gar, der macht sich's selber noch schwerer. Ja ja, der verlangt mehr als uns der liebe Gott geben kann, und manchmal da wird mir ganz bang, weil ich mich halt mit ihm nit mehr austemmen tu.“ Sie legte in herziger Vertraulichkeit ihre Hände über Elsa's Knie und sich etwas vorbeugend sah sie mit ihren Kinderaugen zu ihr auf.



Cäsarismus im alten Rom.

Von Wilhelm Bloß.

Die Schlacht von Philippi im Jahre 42 v. Chr., in welcher die „letzten Römer“ Brutus und Cassius mit ihren republikanischen Legionen gegen die Soldner Oktavianus, des nachherigen Kaisers Augustus, unterlagen, war der Todesstoß für die alte römische Republik. Dieser Todesstoß war ein historisch unvermeidlicher geworden, denn die unheilbar franke Republik konnte nicht länger leben. Wir bewundern den hohen Mut, mit welchem Brutus, Cassius und Cato für ihr Ideal kämpften und starben, allein die wirkliche römische Republik war von diesem Ideal weit entfernt. Seit einem halben Jahrhundert war sie die Beute ehrgeiziger Heerführer und Diktatoren geworden; der blutdürstige Aristokrat Sulla, der rohe Demokrat Marius, die ehrgeizigen Triumvirn Cäsar, Pompejus und Crassus hatten mit Feuer und Schwert gehaust. Das ungeheure römische Reich war nur noch ein blutiges Schlachtfeld der Parteien, und wenige mochten sagen können, daß ihr Kopf oder ihr Eigentum von heute auf morgen sicher seien. Wer nur Macht hatte, konnte Recht und Gesetz nach Belieben mit Füßen treten; wer in den Kämpfen Sieger blieb, der ächtete seine Feinde, überlieferte sie dem Henker und zog ihr Eigentum ein. Eine beutegierige Soldateska zerfleischte gleich einem Schwarm von Aasgeiern den Körper der sterbenden Republik. Das Ende dieser beispiellosen Anarchie konnte nur die Diktatur, der größte Despotismus sein, und er erschien denn auch in der Gestalt der Cäsarenherrschaft.

Wie war aus Rom, der Heimat rauher Bürgertugend und unüberwindlicher Vaterlandsliebe, ein solcher Zummelplatz der rohesten und zügellosesten Leidenschaften, ein solches politisches und gesellschaftliches Chaos geworden?

Die römische Gesellschaft war wie die hellenische auf Sklaverei begründet, wobei nicht zu vergessen, daß der römische Proletarier ganz etwas anderes ist als der Sklave. Der Proletarier war Bürger und gehörte zu der letzten jener sechs Klassen, in welche die römische Gesellschaft nach ihrem Vermögen vom König Servius Tullius eingeteilt worden war. Er stand über dem Sklaven und verachtete die Arbeit, welche der Sklave tun mußte. Der moderne Proletarier erhält durch seine Arbeit die Gesellschaft; der römische ließ sich, wie wir sehen werden, fast oder ganz ohne Arbeit von der Gesellschaft unterhalten.

Nur der Ackerbau stand in Ehren bei Patriziern und Plebejern. Unter den Königen und in den guten Zeiten der Republik gab es eine Art von Zünften, die hoch angesehen waren. Später aber, als die Eroberung und Ausbeutung fremder Länder förmlich Staatszweck wurde, kamen große Reichtümer ins Land, die Verachtung der Arbeit stieg, und man kam darin so weit, daß diejenigen, welche ein Gewerbe betreiben wollten, vom Wahlrecht gleich den Sklaven ausgeschlossen wurden.

Jene furchtbaren Legionen der römischen Republik, die so viele Königreiche zertrümmerten, waren aus römischen Bürgern gebildet. Die Tapferkeit dieser Milizen wurde von der Republik mit Ländereien in den eroberten Provinzen belohnt. Die Ländereien wurden ausgelost, und der neue Besitzer konnte sein Land nach Belieben selbst bebauen, es seinen Gläubigern überlassen oder es verkaufen. Der große Besitz zog auch hier den Kleinern an sich; es entstanden die verächtlichen Latifundien, jene ungeheuren Güterkomplexe, die in Weideland umgewandelt wurden. Nach dem Zeugnis des Plinius haben diese Latifundien das alte Italien zugrunde gerichtet.*) Man sieht, das heutige England hat seine historische Analogie.

*) Ob die verschiedenen agrarischen Reformen, wie sie die Gracchen u. a. erstrebten, diese Gestaltung der Grundeigentumsverhältnisse hätten aufhalten können, ist mehr als fraglich. Hätte man die eroberten Länder auch an jene Bevölkerungssteile abgegeben, die keine Kriegsdienste geleistet hatten, so wäre damit nur ein ausgedehnteres Parzellensystem geschaffen worden. Daß der Parzellenbauer imstande sei, den Verfall eines so großen Staatswesens aufzuhalten, dafür müßten die Beweise erst noch erbracht werden.

Die Bürger aber, die ihre Grundstücke verkauften, den Gläubigern überließen oder bei der eigenen Bewirtschaftung kein Glück hatten, gingen nach Rom zurück, da im Kriegsdienst das Soldnerystem überhand nahm. Sie vermehrten dort die Masse jener Bevölkerung, die gerne üppig leben mochte, aber nicht arbeiten wollte, was übrigens auch bei der unfreiwilligen Konkurrenz der Sklaven von wenig Belang gewesen wäre. Der Bürger bis zum letzten Proletarier in Rom betrachtete eben die Arbeit als eine Schande.

Inzwischen strömten aus den eroberten Provinzen in Europa, Afrika und Asien ungeheure Reichtümer nach Rom. Es war römisches System geworden, die Provinzen auf das schamloseste auszuplündern. Sie mußten alles hergeben, woran es in Italien fehlte, und sie mußten, wie wir sehen werden, Rom förmlich ernähren. Während durch die Verraubung der Provinzen sich einzelne in unglaublicher Weise bereicherten, stieg die Armut der Massen. Es gab schon zu Cäsars Zeit in Rom nur 130 000 Reiche und Wohlhabende, dagegen 320 000 Bürger, die zur Klasse der Proletarier gehörten. Später wurde das Verhältnis noch weit schlimmer.

Wem es gelang, sich in den Provinzen oder sonstwie ein Vermögen zusammen zu rauben, der hatte mit dieser Masse ein leichtes Spiel. Da sie nicht arbeiten wollte, ließ sie sich von denen ernähren, deren politischen Zwecken sie diente. Man lebte vom aktiven Wahlrecht. Denn da in Rom viele der bedeutendsten Staatsstellen durch die Wahl der Bürger besetzt wurden, so konnte derjenige leicht dahin gelangen, der die Wähler beschenkte. Dieses System artete in einer fast unglaublichen Weise aus, denn die Machthaber wußten, daß alles davon abhing, dem Volke „Panem et circenses“, Brot und Spiele, zu geben. Wenn ein Sieger seinen Triumphzug auf das Kapitol feierte, wurde eine sabelhafte Pracht und Freigebigkeit entfaltet, während man die politischen Gegner beraubte und tötete. Die Masse aber gewann man auf solche Weise leicht. Cäsar z. B. hielt fünf Triumphe von märchenhafter Pracht; einen davon bei Nacht, wobei 40 Elefanten auf beiden Seiten des Zuges die Lichter trugen. Auf 22 000 Tischen war für 198 000 römische Bürger gedeckt, und es wurden kostbare Speisen und Weine verabreicht. Jeder Bürger bekam eine Summe Geld, ein Quantum Getreide und Del, ein Quantum Fleisch, und es wurde ihm die Hausmiete auf ein Jahr bezahlt. Später wurden auch noch Kleider gespendet. Dann kamen die Fuchterspiele, die Tänze, die Circusspiele, die Rennen, die Tiergefechte, die Tierhezen, die Kriegsspiele, die Seeschlachten, die zum Vergnügen der Masse aufgeführt wurden. Bei den Fuchterspielen mußten Menschen miteinander, bei den Tierkämpfen Menschen mit wilden Tieren um ihr Leben kämpfen. Die Soldaten wurden natürlich besonders belohnt; von Cäsar empfing z. B. der gemeine Soldat außer den Ländereien noch bares Geld im Werte von 250 Friedrichsd'or (3900 Mark).

Die Wirkung eines solchen Systems mußte die Massen, deren ganzes Trachten nur aufs Faulenzen und Schlemmen gerichtet wurde, aufs höchste korrumpieren; das Volk wurde in Wahrheit ein Pöbel, der dem verworfensten Tyrannen zusahnte, wenn nur tüchtig gespendet wurde, wenn die Massenabfütterungen reichlich und die Spiele großartig waren. Die Kosten dieses Systems mußten die eroberten Länder tragen, und die nötige Arbeit hatten die Sklaven zu tun.

Bei solchen Zuständen mußte Rom immer wieder die Beute ehrgeiziger Feldherren und Staatsmänner werden. Cäsar, der dem künftigen Herrschersystem den Namen geben sollte, wollte an Stelle der Republik eine mit demokratischen Formen umgebene Monarchie setzen; während der Vorarbeiten wurde er ermordet. Der schlaue Oktavian ward der erste Kaiser im römischen Reich, der erste „Herr der Welt“.

Unter der langen Reihe von römischen Kaisern, in dem Zeitraum von 31 v. Chr. bis 476 n. Chr., findet man die seltsamsten Erscheinungen, was sich zum guten Teil aus dem Vorhergehenden erklärt. Bei einer solchen Bevölkerung mußte der Despotismus seine tollsten Sprünge machen, — und er hat sie gemacht.

Die Stadt Rom mochte zu Augustus' Zeiten zwischen 1 und 1½ million Einwohner zählen; sie hatte 47 000 Häuser, 1790 Paläste und 423 Tempel; dazu kamen die großartigen öffentlichen Gebäude; der große Circus hatte Raum für 385 000 Menschen. Rom war in der That das „Herz der Welt“; die Reichthümer der drei damals bekannten Welttheile flossen hier zusammen.

Das Reich selbst erstreckte sich zur Zeit seiner größten Ausdehnung von der Westküste Spaniens und der Nordwestküste Afrikas bis nach Assyrien und Babylonien hinein; es umfaßte das ganze bekannte Territorium von Afrika, Süd- und Mitteleuropa und reichte weit nach Norden, bis nach Großbritannien. Osteuropa südlich der Donau, Kleinasien, Syrien und die anstoßenden Länder gehörten dazu. Die Nord- und Ostgrenze war begreiflicherweise häufigen Veränderungen unterworfen. Es mußte in der That für einen Ehrgeizigen ein herausfordernder Gedanke sein, dieses mächtige Reich zu beherrschen, und man kann sich die Tollheiten einiger römischer Kaiser nur erklären, indem man annimmt, die Ueberfülle von Macht habe ihren Verstand dermaßen getrübt, daß sie sich für übernatürliche Wesen ansahen und, da man ihnen göttliche Ehren erwies, sich auch für Götter hielten.

Augustus selbst, der bis 14 n. Chr. regierte, eignete sich alle hohen Staatsämter an, ohne sich Diktator oder König zu nennen; er regierte verhältnismäßig mild, um seine früheren Härten vergessen zu machen. Gleich nach ihm aber kamen äußerst despotische Regierungen. Die Nachfolger des Augustus hatten keine Herrschaft mehr zu erkämpfen; sie standen eines Morgens als „Herrn der Welt“ auf. Sie waren, sagt Gregorovius, Dämonen oder Verrückte, denn „Caligula überbrückte im Wahnsinn das Meer, Claudius ward ein Bücherwurm, Nero steckte Rom in Brand und spielte die Cithar dazu. Sie waren elend, weil sie nichts mehr zu erstreben hatten. Auf einmal wußten sie nicht, womit sie ihre Tage hinbringen sollten, denn auch der Genuß wird unerträglich, wenn ihn nicht Mühe würzt und Entbehrung unterbricht.“

Mit den Schätzen des Orients waren die Leppigkeit und die Laster des Orients in Rom eingezogen. Wollust, Grausamkeit, Schlemmerei — diese drei Eigenschaften bilden die Hauptmerkmale des Charakterbildes der damaligen römischen Gesellschaft.

Die Erzählungen der alten Geschichtsschreiber lassen uns in einen solchen Pfuhl von geschlechtlichen Lastern blicken, daß man sich erstaunt fragt, ob es denn Menschen oder Affen gewesen sind, mit denen man auf jenen Blättern zu tun hat. Die unnatürlichen Laster wurden mit einer Schamlosigkeit betrieben, die uns fabelhaft erscheinen könnte, wenn sie eben das Schlimmste an jener Gesellschaft wäre. Denn das Schlimmste, was der römische Cäsarismus hervorbrachte, war die völlige Austilgung von Mut, Manneswürde, Selbständigkeitsgefühl und Freiheitsliebe in allen Klassen der Gesellschaft. Es gab keine Männer mehr, nur feige Despoten und noch feigere Knechte. Ein roher Materialismus durchdrang diese Gesellschaft, die im vollständigsten Gegensatz zum alten Römertum fast ganz zum Gesindel geworden war, das für „Brot und Spiele“ keine Erniedrigung mehr scheute.

Auf der Höhe dieser Gesellschaft tronten die Despoten in verschiedenartigster Gestalt, die sich mit einer Leibwache, die Prätorianer genannt, umgaben. Während einerseits schamlose Weiber und aus dem Schlamm emporgetrochene Günstlinge am Hofe herrschten, regierten andererseits die bewaffneten Banden der Prätorianer die römische Welt. Sie hatten ein besestigtes Lager bei Rom, dessen Umrisse heute noch sichtbar sind. Man

hatte sie aus germanischen Söldnern zusammengesetzt, da man die verweichlichten Römer für nicht kräftig und zuverlässig genug hielt. Diese Prätorianer wurden bald die entscheidende Macht im Staate. Sie setzten nach Belieben Kaiser ab und ein, denn sie fühlten gar bald ihre Macht. Wenn sie von einem Kaiser nach ihrer Meinung nicht genügend bezahlt wurden, setzten sie ihn ab oder ermordeten ihn. Einmal versteigerten sie sogar den Kaisertron an den Meistbietenden, und ein reicher Römer, Didius Julianus, kaufte ihn für eine ungeheure Summe, ward aber schon nach 66 Tagen ermordet. Ueberhaupt wurde die weitaus größte Anzahl der Kaiser ermordet. Nach Augustus schon wurden sieben Kaiser nacheinander ermordet oder brachten sich um, wenn man den Tiberius dazu rechnet, der allem Anschein nach auch keines natürlichen Todes gestorben ist. Vom dritten Jahrhundert an war der natürliche Tod eines römischen Kaisers überhaupt eine Seltenheit.

Tiberius saß lange Jahre auf der Insel Capri und ließ seinen Günstling Sejan regieren, der wie ein Feind im Lande hauste. Unter Tiberius wurde das Denunziantentum organisiert und die Anklage der Majestätsbeleidigung auf alle mißliebigen Personen erstreckt. Tacitus hat die Schreckensherrschaft jener Zeit ergreifend geschildert, und Camille Desmoulins hat diese Schilderung im Jahre 1794 auf die Schreckensherrschaft Robespierres angewendet, eine Kühnheit, die dem 33jährigen Revolutionär den Kopf kostete. „Damals“, schrieb Camille Desmoulins, „wurden Neußerungen zu Staatsverbrechen, es bedurfte nur noch eines Schrittes, um einen bloßen Blick, die Traurigkeit, das Mitleid, einen Seufzer, ja das Stillschweigen selbst zu Verbrechen zu machen... Unter Nero brachten mehrere, deren Verwandte er hatte hinrichten lassen, den Göttern ihren Dank dafür dar. Alles erregte den Argwohn des Tyrannen. War ein Bürger beim Volke beliebt — er war ein Nebenbuhler des Fürsten und konnte einen Bürgerkrieg erregen. Verdächtig! — Floh er dagegen die Volksgunst, so hatte sein eingezogenes Leben ihn bemerklich gemacht. Verdächtig! — War einer reich? Es war dringende Gefahr vorhanden, das Volk könne durch seine Freigebigkeit verführt werden. Verdächtig! — War einer arm? Man mußte ihn unter Aufsicht stellen, denn niemand ist so unternehmend als der, welcher nichts hat. — War einer von düsterem melancholischem Charakter und vernachlässigte sein Aeußeres? Er war darüber betrübt, daß die öffentlichen Angelegenheiten so schlecht standen! Verdächtig! — Ließ sich's ein Bürger wohl sein und war er unmäßig im Essen und Trinken? Er tat es nur, weil es dem Fürsten nicht gut ging. Verdächtig! — War er streng tugendhaft in seinen Sitten? Sein Betragen war ein Tadel des Hofes. Verdächtig! — Der natürliche Tod eines berühmten Mannes, oder nur eines, der ein öffentliches Amt bekleidete, war eine solche Seltenheit, daß ihn die Geschichtsschreiber als ein merkwürdiges Ereignis für die späteren Jahrhunderte aufzeichneten.“

Diese furchtbare Parallele zwischen der altrömischen und der neuen Schreckensherrschaft in Frankreich versetzte Robespierre in Wut, und er meinte, Camille habe den Tacitus „nicht verstanden“. Aber wenn auch das Haupt Camilles fiel — diese seine Beilen sind eben so unsterblich geworden, als die des Tacitus.

Tiberius zitierte oft den berühmten Spruch: „Oderint dum metuant“, „sie mögen mich hassen, wenn sie mich nur fürchten!“ Als sich einmal ein Angeklagter selbst den Tod gab, meinte Tiberius: „Er ist mir entschlüpft!“ und als ihn ein anderer um Beschleunigung der Hinrichtung bat, sagte der Tyrann: „Ich habe mich noch nicht wieder mit dir ausgesöhnt!“ Seine Unsittlichkeiten sind nicht zu beschreiben. Ihm folgte Cajus Cäsar, genannt Caligula (Soldatentiefelchen), der infolge einer Krankheit wahnsinnig wurde. Er verheiratete sich mit seinen Schwestern und trieb die Ausschweifungen so weit, als ein Wahnsinniger eben konnte. „Viele Männer achtbaren Standes“) ließ er brandmarken und verurteilte sie in die Bergwerke oder zum

*) Nach Sueton.

Straßenbau oder zum Kampf mit wilden Tieren oder sperre sie selbst wie wilde Tiere in Käfige ein, wo sie gezwungen waren, auf allen Vieren zu kriechen, oder ließ sie mitten von einander sägen. Und das keineswegs wegen schwerer Vergehen, sondern etwa weil sie sich über ein von ihm gegebenes Fechterspiel gering geäußert oder weil sie nie bei seinem Genius geschworen hatten. Die Väter zwang er, der Hinrichtung ihrer Kinder beizuwohnen, und einem, der sich (vor der Hinrichtung) mit Krankheit entschuldigte, schickte er eine Sänfte. Dieser blutdürstige Narr ließ sich göttliche Ehren erweisen und sagte zu seiner Großmutter: „Bedenke, daß wir Alles und gegen Alle zu tun erlaubt ist“. In der Tat war der Senat nur noch ein Schattenbild, eine Versammlung zitternder Sklaven. Auch begannen die kaiserliche Privatkasse und der Staatsschatz schon zusammenzufließen.

Caligula ließ selbst während des Mahles und der Spiele vor seinen Augen Hinrichtungen vollziehen und sagte in seinem Blutdurst: „O daß das römische Volk doch nur einen Hals hätte!“ Als dies Scheusal von dem Befehlshaber der Prätorianer ermordet wurde (41 n. Chr.), nahmen Senat und Volk einen Anlauf, die Republik wieder einzuführen, allein die Prätorianer setzten seinen Oheim Claudius auf den Thron, einen schwachen Menschen, der nicht selbst regierte, sondern seine Günstlinge und Weiber alles in die Hände bekommen ließ. Er war von einer stumpfsinnigen Grausamkeit und sah sich gern die Hinrichtungen an. Die Unfittlichkeit seiner Frau Messalina ist sprichwörtlich geworden*) und unter seiner Regierung spielte sich der mit Mord, Verrat und Unzucht geführte Kampf zwischen Messalina und Agrippina, der Mutter Neros, ab, wobei Messalina endlich ermordet und Agrippina Kaiserin wurde. Da Agrippina aber ihren Sohn Nero als Kaiser sehen wollte, vergiftete sie den Claudius und Nero wurde Kaiser.

Nero hat den Ruf des größten Scheusals unter allen römischen Despoten, denn er ließ seinen Bruder und seine Mutter töten und tötete auch seine hochschwangere Gattin Poppäa Sabina durch einen Fußtritt auf den Leib.***) Nero trat als Sänger und Citherspieler auf, zog in seinem Reich umher und ließ sich belästigen. Wenn er als Sänger auftrat, zwang er alle Zuhörer bis zum Schlusse zu bleiben, und da seine Vorstellungen oft sehr lange dauerten, so kam es vor, daß Frauen, die man nicht nachhause ließ, im Circus niederkamen. Einmal ließ er „alle vornehmsten Römer“ töten, um etwaigen Verschwörungen vorzubeugen. Ihre Kinder ließ er durch Gift und Hunger umbringen. Er würzte seine Grausamkeiten mit Spöttereien. Wenn er jemand zum Selbstmord verurteilte, schickte er ihm einen Arzt, um, wie er sagte, den Verurteilten „in die Kur zu nehmen“, falls er zögerte. Er ließ Rom anzünden, um das Schauspiel des Brandes von Troja zu haben, lobte „die Schönheit der Flammenglut“ und spielte Cithar dazu. Er verheiratete sich öffentlich mit einem jungen Manne und ließ diese Hochzeit im ganzen Reiche festlich begehen. Als er sich seinen Bart abnehmen ließ, mußte auch dies Fest vom ganzen Reiche begangen werden und der abgenommene Bart wurde in einer goldenen Kugel auf dem Kapitol aufbewahrt. Er sagte: „Vor mir hat noch kein Fürst gewußt, was er sich alles erlauben kann.“ Seinen Erzieher und Minister Seneca, den berühmten Philosophen, zwang er zum Selbstmord. Seneca ist indessen trotz aller Tugendphrasen in seinen Werken von Charakter ein elender Hölbling gewesen. Nero regierte 14 Jahre, und als endlich die Heere sich empörten, flüchtete er feige und erstach sich mit den Worten: „Welch ein Künstler stirbt in mir!“

*) Wir wollen in der nächsten Nummer ein Charakterbild der Messalina zeichnen. Zu diesem Zweck lassen wir diese Schilderung der damaligen römischen Zustände vorausgehen, um zu zeigen, in welcher Atmosphäre und unter welchen politischen und gesellschaftlichen Formen Messalina sich bewegt hat. Sie konnte auch nur in dieser Atmosphäre vorkommen. Wir haben das Bild der Messalina von Kaufbach jun. in Nr. 10 (S. 225) gebracht.

D. Red.

**) Diese Poppäa ließ sich überall 500 milchende Eselinnen nachführen, um sich in deren Milch zu waschen, womit sie die Bartheit ihres Teints zu konserviren glaubte.

Es würde zu weit führen, wollten wir alle Regierungen charakterisiren. Es gab auch milde und weise Regenten, aber selbst bei ihnen behielt die Regierung einen despotischen Charakter. Diokletian stellte einen vollständigen Absolutismus auch der Form nach her. Selbst unter den mildesten Regenten kommen noch wahrhaft barbarische Härten und Laster vor.

Die Unsicherheit der Staatsverhältnisse brachte Menschen auf den Thron, wie Heliogabal, der sich drei Jahre in viehischen Lüsten wälzte, Caracalla, den Brudermörder, Commodus, der seine Zeit mit Fechterspielen, und Domitian, der sie mit Fliegenfangen zubrachte. Auch ein menschlicher Bielsraß bestieg den Thron in Gestalt des Vitellius. Er verschlemmte in wenigen Monaten den ganzen Staatsschatz (etwa 150 Millionen Mark). Täglich nahm er mehrere Mahlzeiten, wozu er sich häufig zu vornehmen Römern selbst einlud. Die geringste dieser Mahlzeiten kostete 400 000 Sestertien = über 22 000 Taler. Bei der Abendtafel, die ihm sein Bruder beim Einzug in Rom gab, wurden zweitausend der seltensten Fische und siebentausend der kostbarsten Vögel verspeist. Als er seine große silberne Schüssel einweihete, die er den Schild der Minerva nannte, wurden in derselben Lebern von Meerkrassen, Gehirne von Fasanen und Pfauen, Zungen von Flamingos, Milche von Muränen zu einem ungeheuren Ragout zusammengetan. Man hatte, sagt Sueton, um diese Dinge herbeizuschaffen, alle Flotten von Parthien bis zur Meerenge von Spanien in Bewegung gesetzt.

Doch genug von diesen Dingen. Der Gegenstoß auf diese Entwicklung blieb nicht aus. Es gab Menschen genug, die an diesen Zuständen einen unüberwindlichen Ekel bekamen und nach innerer Sammlung strebten. Die Lehre des ursprünglich reinen Christentums kam ihnen wie gerufen; die sinnliche Ueberreizung der römischen Gesellschaft trieb sie zum Asketismus, zur Abtötung des Fleisches und Unterdrückung aller sinnlichen Begierden. Allein damit war keine Wiedergeburt dieser verdorbenen römischen Gesellschaft zu erreichen; sie war dem Untergange geweiht, und dieser Untergang kam, wenn auch erst nach ungeheuren Kämpfen und konvulsivischen Zuckungen. Die Provinzen konnten endlich die ungeheuren Lasten nicht mehr tragen, die zur Befriedigung des römischen Hofhalts und zur Unterhaltung des römischen arbeitsscheuen Pöbels ihnen auferlegt wurden. Es trat öfters große Not ein, die auch Aufstände der hungernden, der Arbeit entwöhnten Massen hervorrief. In dieser Not traten die Reste jener alten Zünfte, die sich kümmerlich — vielleicht nur durch Tradition — am Leben oder im Andenken erhalten hatten, wieder hervor und sie gewannen an Einfluß und Achtung. Hatte man sie früher verfolgt, so griff man jetzt nach ihnen als nach einem Rettungsanker; der Staat bemächtigte sich dieser Organisationen, um durch sie den wirtschaftlichen Uebeln abzuhelfen. Schon unter Alexander Severus (222—235 n. Chr.) wurden diese Assoziationen zu staatlichen Einrichtungen erhoben, und man schuf einen umfassenden Apparat von ineinandergreifenden Assoziationen, welche die Versorgung Roms mit Lebensmitteln zu betreiben hatten.**) Es war ein förmliches staatssozialistisches System, bei welchem, wie ein Schriftsteller sagt, der Kaiser der monopolistische Produzent war. Dieses System war sehr unvollkommen, stand unter despotischer Verwaltung und entbehrte vor allem des Korrektivs der politischen Freiheit. Aber dies System schob doch den gänzlichen Zusammenbruch der römischen Gesellschaft um eine lange Zeit hinaus, bis endlich auch die Assoziationen erlahmten. Sie mußten das, weil sie keinen anderen Zweck hatten, als den faulen römischen Pöbel zu ernähren und dadurch die Herrschaft der Kaiser zu stützen. Bald gewöhnten sich auch die Kaiser daran, die von den Assoziationen angesammelten Schätze an sich zu ziehen, und so wollte schließlich niemand mehr Mitglied dieser Assoziationen sein, denen man, wenn man ihnen

*) Siehe über diese interessante Erscheinung: Eugen Jäger, Der Sozialismus und die soziale Bewegung in Frankreich, in seiner Einleitung, sowie Staatswirtschaftliche Abhandlungen, zweite Serie, 1881/82, Seite 337—57, „Antiker und moderner Staatssozialismus“.

einmal angehörte, mit Leib, Leben und Vermögen verfallen war. Auch der furchtbarste Zwang konnte diese Assoziationen nicht mehr zusammenhalten; sie zerfielen und mit ihnen stürzte krachend das alte Römerreich zusammen, an dessen morsche Tore schon längst die Häufte wilder germanischer Völkerschaften schlugen, denen es bestimmt war, auf den Trümmern des Römerreichs ihre Herrschaft zu errichten.

In dieser Periode des römischen Cäsarismus sind für den Historiker viele Räthsel vorhanden, die vielleicht niemals gelöst werden können, da auch die besten römischen Geschichtsschreiber, Tacitus mit inbegriffen, nicht frei von Parteileidenschaft sind, wie unseres Erachtens Adolf Stahr überzeugend nachgewiesen

hat. *) Aber die feststehenden Thatsachen genügen immerhin, um den unanfechtbaren Beweis zu liefern, daß ein kräftiges Volk keinen größeren Fehler begehen kann, als sein Dasein auf Eröberung begründen und anderen Nationen mit ganz verschiedenen Interessen und Lebensbedingungen sein Gepräge aufdrücken zu wollen. Die Ausartungen des römischen Cäsarismus, deren Spuren noch im heutigen Italien zu finden sind, bilden eine furchtbare Lehre für alle diejenigen, die den Veruf der Völker in der Unterwerfung und Unterdrückung anderer Völker finden wollen.

*) Siehe namentlich „Agrippina, die Mutter Neros,“ von Stahr, sowie von dessen Uebersetzung Enetons das Vorwort.

Wer trägt die Schuld?

Novelle von E. Langer.

I.

Nach vielen kalten Regenwochen war endlich wieder ein sonniger warmer Tag gewesen. Die Fenster standen gegen Abend überall weit geöffnet, und wer nicht hinaus konnte, um die milde balsamische Luft zu genießen, der lag im Fenster und blickte in das Gewühl der Straßen, in denen das Gaslicht bereits mit der letzten Tageshelle zu kämpfen begann.

Auch in das geräumige Wohnzimmer eines hübschen Vorstadt-hauses der Residenz wehte der warme Hauch des Sommer-abends durch die geöffneten Fenster herein; doch schien er die beiden darin befindlichen Personen nicht gleich angenehm zu berühren, wie man aus der fröstelnden Bewegung schließen mußte, mit welcher der junge Mann, der neben dem zierlichen Kaminofen auf einem niedrigen Polsterstuhl saß, das über seine Kniee gebreitete Plaidtuch höher heraufzog. Die zweite im Zimmer anwesende Person war die Gattin des jungen Mannes, eine etwa zwanzigjährige schlankgewachsene Brünette, die in leichtem Sommerkleide mit anmutiger Geschäftigkeit den Tisch zum Abendessen ordnete, zu welchem, nach der Zahl der Bedeck zu schließen, noch zwei Personen erwartet wurden.

Das junge Paar war erst etwa zwei Jahre verheiratet und die ganze häusliche Einrichtung zeigte jene Behaglichkeit und Eleganz, welche in unseren Tagen auch dem weniger Bemittelten erreichbar sind.

Dem Kaufmannsstande angehörig, ohne es zur Selbständig-keit gebracht zu haben, denn das väterliche Erbteil, aus wenigen tausend Mark bestehend, war bereits zerronnen gewesen, noch ehe er die Lehjahre vollständig hinter sich gehabt hatte, mußte Reinhold Livonius seine ganze Rechenkunst aufbieten, um den kleinen aber bedürfnisreichen Hausstand zu unterhalten und daneben seine hübsche junge Frau so modisch und elegant zu kleiden, wie es sein Stolz auf sie und ihre Eitelkeit verlangten. Anfänglich war dies auch recht gut gegangen, und wenn hier und da eine Rechnung unbezahlt blieb, Bäcker und Schlächter Kredit gewähren mußten, so hatte dies für ein paar junge gesunde Menschen, welche einander liebten, wenig zu bedeuten. Die Hoffnung auf allmähliche Gehaltserhöhung, die der Prinzipal in Aussicht gestellt hatte, mußte alles ausgleichen und strich jede Falte von der Stirn.

Das änderte sich jedoch, als Reinhold, der seine Jünglings-jahre wild durchlebt hatte, zu känkeln begann und ein Brust-leiden sich bei ihm herausstellte. Die Pflege war kostspielig, Arzt und Medizin wollten bezahlt sein und die Aussicht in die Zukunft verdunkelte sich.

Da war eines Tages, wie ein Stern in düsterer Nacht, der in einer östlichen Provinz lebende Bruder Reinholds bei seinen Verwandten in der Residenz erschienen. Die Brüder hatten nach Brüderart seit Jahren keinen Verkehr miteinander gepflogen, auch waren sie nach Alter und Gesinnung so ver-schieden, daß es wenig Anknüpfungspunkte für sie gab. Der um zehn Jahre ältere Franz war schon auf der Universität gewesen, als Reinhold erst die untern Sprossen der Wissens-

leiter mühsam emporklimm, gehätschelt und verzogen von der Mutter, die bald nach dieses Spätlings Geburt Witwe gewor-den war. Wohl hatte Franz, nachdem auch sie die Augen ge-schlossen, sich des Knaben angenommen und ein wachjames Auge auf den Jüngling gehabt; als Reinhold dann aber nach be-ender Lehrzeit die Provinz verlassen, hatte sich das Band zwischen den Brüdern gänzlich gelodert. Franz hatte dem Studium entsagt und sich der Landwirtschaft gewidmet, da er sich mit einem Mädchen verlobte, welches ihm ein hübsches schuldenfreies Gut als Morgengabe brachte. Der Entschluß war ihm um so leichter geworden, als er bei seiner radikalen poli-tischen Gesinnung eine Staatsanstellung als wenig wünschens-wert betrachtete.

Jedessen war die Beschäftigung mit Ackerbau und Viehzucht keineswegs geeignet, seinen regen, von den Zeitideen erfüllten Geist auf die Dauer zu befriedigen. Seine Bemühungen um die intellektuelle Hebung der bäuerlichen Bevölkerung der Um-gegend, auf die er sich anfangs mit großem Eifer warf, blieben ohne merklichen Resultate, das Gut selbst verlor unter seiner Bewirtschaftung an Ertragsfähigkeit, alles entmutigte ihn. Nach fünf Jahren verkaufte er es und siedelte mit seiner Frau nach der Hauptstadt der Provinz über. Ein Kind, welches ihnen in-zwischen geboren worden, war in noch zartem Alter gestorben, und der kleine Grabhügel am Ende des Parks ging mit dem Gut an den Käufer desselben über. Die Mutter hatte sich nur schwer davon getrennt, wie sie überhaupt das mit ihren frühesten Erinnerungen verwachsene Landleben ungern gegen das beengte Dasein in der Stadt vertauscht hatte. Aber welches Opfer hätte sie nicht aus Liebe zu ihrem Manne gebracht? Bald nachdem sie sich in der Stadt eingerichtet, hatten sie die Nach-richt von Reinholds Verlobung und der gleich darauf folgenden Vermählung erhalten. Man hatte den Schritt in der unsicheren Stellung des jungen Mannes etwas gewagt und übereilt ge-funden, jedoch erklärlich durch das reizende Aeußere seiner Erwählten, deren Bildnis die Vermählungsanzeige begleitet hatte.

Die Angelegenheit trat wieder in den Hintergrund. Franz lebte jetzt wieder seinen Studien und den öffentlichen Angelegen-heiten, denen er sich mit ganzer Seele widmete. Die Politik, welche alle Geister beschäftigte, wurde mehr und mehr sein eigenstes Gebiet. Er schrieb für mehrere große Zeitungen und trat in öffentlichen politischen Versammlungen als Redner auf. Dabei war es natürlich, daß sich sein Blick auf den Mittel-punkt des politischen Lebens, auf die Reichshauptstadt, wandte, und daß bei ihm der Wunsch entstand, dort seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Seine Gattin war wie immer bereit, sich seinen Wünschen zu fügen und ihr Zelt von neuem abzubreaken, um mit ihm zu ziehen. Sie wäre ihm bis ans Ende der Welt gefolgt. Indessen hielt er es für geraten, das Terrain erst zu rekognosciren, bevor er seinen Hausstand dorthin verpflanzte, und so kam es, daß er eines Tages bei seinem Bruder allein erschienen war.

Reichlich mit Geldmitteln versehen, hatte er der bedrängten Lage desselben sofort ein Ende gemacht und das junge Paar mit allem zur Pflege und zum Komfort Nötigen versehen. Das junge unerfahrene hübsche Weibchen erbarmte ihn nicht minder als der Bruder, dessen Zustand er sofort als ziemlich hoffnungslos erkannte. Als er seinen ersten Brief an seine Frau nach Hause schrieb, kam es plötzlich wie eine Offenbarung über ihn, daß hier für diese ein Wirkungskreis gefunden wäre. Ihrer gewohnten und liebgewonnenen Tätigkeit in der Landwirtschaft beraubt und wenig Geschmack an oberflächlicher Geselligkeit findend, hatte sie zwar ihre Muße mit ernstem Studium und guter Lektüre ausgefüllt, aber noch immer Zeit genug gehabt, ihrem Gram um das Kind nachzuhängen. Franz hatte dies mit tiefem Kummer gesehen, aber kein Mittel gefunden, ihre Gedanken dauernd davon abzulenken. Hier war nun auf einmal, was beide brauchten. So war bei jedem Unglück doch immer ein Glück! Zudem konnten sie die jungen Leute wirksamer unterstützen und ihnen einen Teil der Wohnung abnehmen, die unter diesen Umständen viel zu groß für sie war — kurz, es fügte sich alles wie von selbst. Er teilte seiner Frau sofort seinen Plan mit, hoffend, daß sie wie immer darauf eingehen würde. Er hatte sich nicht getäuscht. „Ich kann ausbrechen, sobald du es wünschst,“ antwortete sie umgehend. Bruder und Schwägerin waren tief gerührt über die edelmütigen Vorschläge, welche Franz ihnen machte und überließen ihm alle Anordnungen. Die aus sechs Stuben bestehende Wohnung war zu einer Zweiteilung wie geschaffen. Das hübsche geräumige Wohnzimmer und ein kleiner Salon, der die Ecke des Hauses bildete, lagen in der Mitte, und zu beiden Seiten reiheten sich je zwei Gemächer daran, so daß jedes Paar ein Schlafzimmer mit daran stoßendem Ankleide- oder Arbeitskabinet, je nach Geschmack und Bedürfnis, zur Verfügung hatte, während das Uebrige gemeinsames Terrain war. Alle Räume hatten Ausgänge auf den Korridor. Die Gemächer, welche Franz und seine Frau bewohnen sollten, waren eingerichtet und letztere sollte heute Abend eintreffen. Zu ihrem Empfang war der Tisch gedeckt.

Das Gesicht des jungen Hausherrn, dessen Blicke den raschen, elastischen Bewegungen seiner Frau gefolgt waren, überflog jetzt ein mattes Lächeln, als letztere aus der Tiefe des Buffets allerhand blizende Dinge zum Vorschein brachte: Salzfaßchen, Del- und Essiggläser, Zahntocherbecher und dergleichen, um die Tafel damit aufzuputzen.

„Du holst ja alle unsere Schätze hervor, Liebchen,“ scherzte er. „Du willst der Schwägerin wohl die Augen verblenden?“

„Du brauchst nicht zu spotten, Reinhold,“ erwiderte sie ein wenig pikirt. „Schlimm genug, daß das unsere ‚Schätze‘ sind und daß das alles nur von Alfenid ist. Aber es macht doch Effekt, und Klara braucht nicht gleich zu sehen, wie pauvre wir sind. Sie wird sicher sehr elegant auftreten.“

„Elegant, das glaube ich nicht. Man ist in der Provinz nicht sehr elegant, wenigstens nicht das, was du darunter verstehtst. Und Klara ist einfachen Sinnes, soviel ich weiß.“

„Was macht sie denn mit all ihrem Geld? Sie geht nicht zum Ball, nicht ins Theater, puzt sich nicht. Mich wundert, daß Franz an ihr Gefallen gefunden hat. — Freilich, sie hatte das Gut.“

„Da kennst du Franz schlecht, wenn du glaubst, daß er sie deshalb geheiratet hat. Er ist der uneigennützigste der Menschen. Ob Klara sehr bestrickend war, weiß ich nicht, aber geliebt hat er sie sicher.“

„Und jetzt liebt er sie nicht mehr?“

„Warum nicht? Meinst du, daß die Liebe so schnell vergeht?“

Gertrud sah sinnend vor sich hin.

„Nein,“ sagte sie zögernd, „besonders wenn man Geld hat und keine Sorgen und sich alles verschaffen kann, was zum angenehmen Leben gehört.“

„Und doch sagt man,“ fiel Reinhold mit einem Seufzer ein, „daß gemeinsame Sorgen die Liebe noch befestigen und stärken.“

„Ach was, das sind sentimentale Narren, die das sagen,“ entgegnete Gertrud, indem sie ungeduldig auf- und abzugehen begann. „Sie haben es meistens nicht probirt. Ein Herz und eine Hütte, das ist recht schön in der Poesie.“

Jetzt war es an Reinhold, sinnend vor sich hinzuschauen. Als sie auf ihrer ungeduldigen Wanderung an ihm vorbeikam, faßte er sie zärtlich um die Taille und sah sie mit seinen großen blauen Augen mitleidig an.

„Hast du denn so viel entbehrt, armes Kind, daß du so ganz entnüchtert bist? Ein klein wenig liebst du doch noch deinen armen nichtsnuuzigen Mann, nicht wahr?“

Sie nickte stumm und wickelte eine ihrer langen schwarzen Locken um die weißen Finger.

Da ertönte draußen die Glocke und Gertrud wand sich mit einem „Endlich!“ aus Reinholds Arm, zupfte noch schnell etwas an ihrer hellgelben Sommertoilette zurecht, die ihr vortrefflich stand, und eilte nach der Thür. Aber schon wurde diese geöffnet, und ein großer schlanker Mann mit wohlgebildeten einnehmenden Zügen, die von einem prächtigen dunkelblonden Vollbart eingerahmt wurden, trat rasch ins Zimmer und reichte Gertrud freudestrahlend beide Hände entgegen.

„Sie ist da, kleine Schwägerin, wir haben sie!“ rief er munter, und zur Thür zurückkehrend führte er eine noch jugendliche blonde Dame in einem schlichten schwarzseidenen Reifsekleide herein und stellte sie als seine „liebe Frau“ der Schwägerin vor.

Beide Frauen standen einen Augenblick betroffen und musterten einander stumm, bis Klara, sich zuerst besinnend, die Schwägerin mit Herzlichkeit umarmte, und Reinhold, der sich inzwischen erhoben und der Gruppe genähert hatte, beide Hände entgegenstreckte. Die Wärme ihrer Begrüßung verwischte die kurze unbehagliche Pause, welche zwischen derselben und dem ersten gegenseitigen Erblicken entstanden war. Bald saß man frugend und erzählend bei Tische und in so heiterer Stimmung, als es in der Anwesenheit eines sichtlich dem Tode Verfallenen möglich war. Klaras Augen ruhten oft auf den eingesunkenen Zügen desselben und glitten dann verstoßen hinüber zu der blühenden, lebensfrischen, in der Aufregung doppelt reizenden jungen Frau. Sie hatte sie sich nicht so hübsch vorgestellt und Franz hatte in keinem seiner Briefe ihrer äußeren Erscheinung Erwähnung getan, während er nicht unterlassen hatte, sich über ihr unpraktisches naives Wesen in harmloser Weise lustig zu machen. Auch jetzt schlug er einen neckischen Ton mit ihr an, in den sie wie ein übermütiges Kind einstimmt. Die scherzhaften Bemerkungen flogen hin und wieder und Gertrud lachte bis zur Ausgelassenheit. Der Ton mißfiel Klara. Sie fand ihn in der Situation, in der sie sich befand, wenig am Platze, und dies machte sie unwillkürlich still. Endlich hob man die Tafel auf und jeder Teil zog sich in seine Privatgemächer zurück.

Vier Menschen hatten sich mit diesem Abend zu einem verhängnisvollen Stück ihrer gemeinschaftlichen Lebensreise die Hand gereicht.

II.

Noch lange lag Klara wach und sann über die Eindrücke nach, die sie an diesem ersten Abend empfangen hatte. Wie anders hatte sie alles erwartet! Zum erstenmale gewahrte sie, daß sie und Franz dieselbe Sache in ganz verschiedenem Lichte betrachteten. Ihre Bemerkungen über das in ihren Augen unpassende Betragen der jungen Schwägerin bei einer so ernstlichen Gelegenheit fanden keinen Anklang bei ihm. Er nannte sie kleinlich und ungroßmütig. War es doch ihre Ankunft gewesen, die Gertrud so fröhlich gemacht, ihr käme es daher am wenigsten zu, Kritik zu üben. Die Kleine wäre eine heitere, lebenslustige Natur und hätte nun schon Monate lang ausschließlich in der Gesellschaft des kranken Mannes gelebt. Was natürlicher, als daß heut Abend die Jugend ein wenig übergeschäumt wäre? Auch erschiene ihr der Zustand ihres Mannes keineswegs hoffnungslos.

Klara bemühte sich ernstlich, diese Auffassung ihres Gatten zu teilen. Er war stets so mild und nachsichtig in seinem

Urteil wie jeder geistig hochstehende Mann. Sie machte sich Vorwürfe, daß sie die Strenge, welche den Frauen in der Beurteilung ihrer Geschlechtsgeoffnungen meistens eigen ist, noch immer nicht ablegen könnte, und nahm sich vor, keinerlei Vorurteile gegen die kleine Schwägerin aufkommen zu lassen.

Am andern Morgen hatten Klara und ihr Mann bereits den Kaffee in dem gemeinschaftlichen Wohnzimmer eingenommen, ohne daß sich jenseits etwas regte. Das Dienstmädchen sagte jedoch, der Herr habe die Nacht besonders gut geschlafen und die gnädige Frau — Gertrud ließ sich so nennen — würde gleich erscheinen. Dennoch währte es so lange damit, daß Franz sie nicht erwarten konnte. Nachdem er zerstreut seine Zeitung gelesen und das nächste mit seiner Frau verabredet hatte, machte er seinen täglichen Ausflug in das Centrum der Stadt. Klara blieb sinnend am Kaffeetisch sitzen. Endlich nahte sich ein leichter Schritt und in der rasch geöffneten Thür stand die Schwägerin in einem eleganten hellblauen Morgenkostüm, ein Spitzenhäubchen auf dem noch in Lockenwickeln eingerollten Haar. Das Lächeln, welches anfangs ihre frischen Lippen umspielt hatte, ging plötzlich in ein leichtes Stirnrunzeln über.

„Franz schon ausgegangen,“ rief sie enttäuscht. „Und ich hatte noch soviel Aufträge für ihn.“ Dann aber kam sie freundlich auf Klara zu, küßte sie und erklärte auf deren besremdend fragende Miene, daß Franz es so gut verstehe, ihr allerlei Dinge einzukaufen, die hier „an der Welt Ende“ nicht zu haben seien.

„Und jetzt gehen wir sogleich an unser Programm,“ fuhr sie fort, nachdem sie sich ihren inzwischen warm gehaltenen Kaffee eingeschenkt und unter den Brötchen eins von schön goldbrauner Farbe herausgesucht und mit Butter bestrichen hatte. „Die Wirtschaft und all' das überlasse ich dir, Liebchen. Du bist eine Wirtin comme il faut, wie mir Franz gesagt hat. Du wirst alles famos einrichten. Freilich lebt man hier etwas anders als bei euch in der Provinz, aber da werde ich dir schon Rat geben. Anna kann kochen — darum brauchst du dich nicht zu kümmern. Auch das Einkaufen versteht sie ganz gut — ein bißchen teuer zwar, aber vorzügliche Qualität. Die Wäsche gebe ich aus dem Hause — diese Plage habe ich mir abgeschafft.“

„Aber um Gotteswillen, womit verbringst du denn deine Zeit?“ fiel ihr Klara in die Rede.

„Womit? Und die Pflege meines Mannes? Denkst du,

daß sei nichts? Wie oft muß ich Nachts heraus — da bin ich am Tage wie zerschlagen; ich könnte nicht das geringste tun.“

„Das ist jetzt; — aber früher? Habt ihr immer so gewirtschaftet?“

„Da hört man die Provinzlerin,“ rief Gertrud mit geringschätzigem Achselzucken und einem Emporziehen der Oberlippe, welches ihrem sonst reizenden Gesicht einen nach Klaras Empfindung abstoßenden Ausdruck gab. Schon gestern hatte sie diese unschöne Bewegung, welche die Harmonie ihrer Züge so auffallend störte, bemerkt, ohne sich jedoch darüber Rechenschaft abzulegen. Sie schwieg verlezt, und Gertrud, die dies gewahrte, lenkte schnell ein.

„Verzeih den schlechten Ausdruck,“ bat sie mit Herzlichkeit; „ich wollte nichts Böses damit sagen. Im Gegenteil. Ihr Frauen aus der Provinz seid viel ernster und tüchtiger, als wir leichtfertigen Residenzbewohnerinnen. O, Franz hat mir alles von dir erzählt.“

„Lassen wir Franz,“ sagte Klara etwas kurz. „Du meinst, daß wir, die wir nicht den Vorzug hatten, hier erzogen zu werden, mit unseren Lebensgewohnheiten und unseren Anschauungen über das, was den Frauen obliegt, gegen euch im Rückstand seien. Darin irrst du jedoch. Wir kümmern uns dort ebenso um die brennenden Tagesfragen wie ihr und folgen mit Interesse und Verständnis den geistigen Strömungen der Zeit. Was mich betrifft, so habe ich mich in den beiden letzten Jahren der Muße auch viel mit der sogenannten Frauenfrage beschäftigt und will ich dir gleich sagen, daß, wenn ich den Frauen alle ihnen gebührenden Rechte eingeräumt wissen will, ich es aber auch mit ihren Pflichten sehr ernst nehme. Und das erinnert mich daran, daß wir vor allen Dingen nach unserm Kranken sehen müssen.“ Sie erhob sich.

„Ach, ich merke schon, an dir habe ich meine Meisterin gefunden!“ lachte Gertrud und stand ebenfalls auf. „Aber ich bin weder eine Gelehrte, noch eine Tugendheldin, das will ich dir gleich sagen. Dazu bin ich auch noch zu jung. Wenn ich erst in deine Jahre kommen werde — aber das nimmst du mir nicht übel; sechs Jahre machen immerhin einen großen Unterschied. Nicht wahr, du bist sechsundzwanzig? Ich noch nicht zwanzig. — Aber jetzt gehen wir flink nach Reinhold sehen. Ich führe dich.“

Damit schlüpfte sie wie eine Eidechse zur Türe hinaus, welche Klara bereits geöffnet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Ta bella Venezia.

Ein Städtebild aus Italien. Von P. Gronen.

(Fortsetzung u. Schluß.)

Wir hatten unseren wackeren Gondolier früh am Morgen bestellt, um noch einen Blick in das Volksleben Benedigs zu werfen, ehe wir an die genutzreiche aber auch ermüdende Arbeit, die Besichtigung der Markuskirche und des Dogenpalastes gingen. Durch eine Anzahl schmaler Kanäle fuhren wir zur Rialto-Brücke, wo sich auf dem Fisch- und Gemüsemarkt reges Leben und Treiben entfaltet. Wie bei uns in der Morgenfrühe der Landmann die Erzeugnisse des Feldes und des Gartens auf Handkarren und Fuhrwerken jeglicher Art zur Stadt bringt, so führt hier der Bauer und Gärtner seine Produkte zu Schiffe herbei. Der Landmann führt auch das Ruder oder er hat doch einen Knecht, der des Fahrens kundig ist. Der Gondolier, stolz und eiferfüchtig auf seinen Stand, sieht auf diese Fuhrleute mit Würde herab, wie ehemals die Nobili auf den einfachen Bürger. Von allen Seiten schwimmen die Rähne mit schönem Gemüse und köstlichen Früchten heran; hier und da halten sie an den Häusern längs dem Kanal, und oft ziehen die Bewohner der höheren Stodwerke ihren Proviant an Stricken herauf, wenn das Haus keinen Ausgang auf den Kanal hat. Auf dem Markte selbst, und besonders auf dem Fischmarke, gestikulieren und schreien die Leute durcheinander wie ein Schwarm geschwätziger Spazier. Die vielgerühmte Schönheit der venetianischen Frauen

und Mädchen ist mir auf dem Markusplazze, dem Mittelpunkt des öffentlichen Lebens, gerade nicht aufgefallen, wie auch zum Beispiel die viel genannten Blumenmädchen, ohne welche die Staffage des Markusplazes ja nicht vollständig wäre, zum größten Teil alte ehrbare Jungfern sind. Hier aber auf dem Markte ist es anders; da sieht man wirklich schöne Gestalten und hübsche Gesichter, würdige Repräsentanten des venetianischen Typus. Da steht die schlanke und doch nervige Gestalt des Fischers, nur mit buntem Hemd und Hose bekleidet und um die Lende den unumgänglich nötigen Shawl, die Jacke malerisch über die Schulter geworfen und auf dem schwarzen lockigen Haar die kleidsame phrygische Mütze. Hier zeigt sich auch der echte Typus der Frauen aus dem Volke in ihrer bunten Tracht, bald dunkel, voll und mit scharfgeschnittenen Zügen, bald aber auch auffallend blond und von heller Gesichtsfarbe, als rollte germanisches Blut durch die Adern. Welches huntebewegte Leben muß hier in der Blütezeit der Republik geherrscht haben, als die Kanäle Benedigs noch von ungefähr zweitausend Gondeln durchkreuzt wurden, wogegen die zwei- bis dreihundert heutiger Zeit nicht einmal alle Beschäftigung haben. Der Anblick des Grämen ist in Venedig etwas außergewöhnliches, da in der Stadt selbst keine Bäume stehen, höchstens in dem Hofe eines Palastes einige



Gute Nacht!



Guten Morgen!

Pflanzen grünen. Um den Venetianern auch etwas Gutes zu hinterlassen, ließ Napoleon an der südöstlichen Spitze Venedigs eine Anzahl Häuser und Kirchen niederreißen und legte auf dem gewonnenen Platze einen öffentlichen Garten an, der von den Venetianern fast gar nicht besucht wird. Um auch diese Seite Venedigs kennen zu lernen, führen wir die weite Strecke hinauf und hatten wenigstens den Genuß einer prächtigen Aussicht. Gleich bei diesen sogenannten Giardini Publici liegt die Insel di S. Pietro, früher Ocivolo oder auch Olivolo genannt. Sie war in der frühesten Periode der Republik der Schauplatz eines ähnlichen Ereignisses, wie der Raub der Sabinerinnen zu Rom.

In der ersten Zeit der Republik bestand die Sitte, daß die Nobili und die vornehmsten Bürger ihre Vermählung alle an demselben Tage feierten, und zwar auf Maria Lichtmeß und in der Kirche dieser Insel S. Pietro. Unter dem tapferen Dogen Pietro Condiano, dem Schrecken der Seeräuber, sollte das Fest im Jahre 944 mit großer Pracht gefeiert werden. Reich geschmückte Gondeln führten die glücklichen Brautpaare unter den Klängen der Musik von allen Seiten der Insel zu. Ihnen folgten die Eltern, Verwandten, Freunde und Freundinnen mit den oft sehr kostbaren Brautgeschenken. Unter Anführung des Dogen zog man zur Kirche, wo der greise Bischof die Ehen einsegnen sollte. Da brachen urplötzlich aus einem Hinterhalt die Piraten der istrischen Küste, die in der vorhergehenden Nacht heimlich gelandet waren und sich versteckt gehalten hatten, in die Kirche herein, raubten mit roher Gewalt die jammernenden Bräute und schleppten sie mit den reichen Geschenken in ihre Fahrzeuge. Ein furchtbares Geschrei der Wut und der Rache erhob sich; die Bewohner der nächsten Inseln und Straßen eilten herbei und mit dem Dogen an der Spitze stürzten die Wütenden in die Rähne, um den frechen Räubern nachzueilen. Es galt die Piraten zu erreichen, ehe sie Schutz in ihren Schlupfwinkeln fanden, und mit rasender Geschwindigkeit huschten die Fahrzeuge der Verfolger über das Wasser. In kurzer Zeit lagen die feindlichen Rähne aneinander und nun entspann sich ein Kampf auf Leben und Tod. Nicht ein einziger der Räuber entkam, alle wurden in die Flut gestürzt, und triumphierend zogen die Sieger mit den wiedererkämpften Bräuten zur Insel zurück. Und nun zurück zum Besuch der zwei schönsten und ehrwürdigsten Denkmäler der Republik, zur Markuskirche und zum Dogenpalast.

Italien ist so ungemein reich an architektonischen Schönheiten, daß selbst Gebäude, die in jedem anderen Lande hohe Bewunderung erregen würden, hier weniger auffallen. Die Markuskirche jedoch wird, so lange sie steht, als ganz einzig in ihrer Art, unter allen Prachtgebäuden profanen und kirchlichen Charakters, hervortreten. Ein eigentümliches Gefühl ergreift uns bei dem Anblick dieses christlichen Tempels in orientalischer Form. Sie ist das offene Buch, in welchem wir die Geschichte der stolzen Meeresbraut Venedig lesen können. Sie ist ein Schatzkästlein, an dem die mächtige Republik Jahrhunderte hindurch schmückte und putzte, und die Mittel, den Stoff zur Verschönerung ihres Kleinods holte sie an der Geburtsstätte der Kunst, in Griechenland selbst. Ihre Schiffe brachten von Konstantinopel und den Inseln des Archipels die kostbaren Reste der alten griechischen Gebäude mit und ihre Künstler schufen aus den einzelnen Stücken ein Ganzes voll imponirender Schönheit.

Das Innere der Markuskirche übertrifft noch die äußere Schönheit, und der Reichtum an kostbaren Marmorsäulen und Mosaiken steht einzig in seiner Art da. Während acht Jahrhunderten entstanden bis auf unsere Zeit immer neue herrliche Mosaiken. Abgesehen von der Pracht der Einzelheiten können wir uns einen Begriff von ihrem Reichtum machen, wenn wir erwähnen, daß sie einen Flächeninhalt von mehr als 40,000 Quadratfuß einnehmen. — Wir treten in den Hof des Dogenpalastes ein, ein Hof, der vielleicht in der ganzen Welt nicht seines Gleichen mehr hat. Auf dem langgestreckten Säulengange ruhen drei kostbare marmorne Stocwerke, selbst wieder prächtige Arkaden, zu denen wir auf der sogenannten Riesentreppe gelangen. Es weht ein düsterer Hauch durch den Hof und mehr noch durch das Innere des Palastes selbst. Zwei

blutige Gestalten tauchen hier vor unseren Augen auf. Calenderio selbst, der Erbauer des Palastes, war in die Verschwörung des Marino Falieri, die Byrons Drama schildert, verwickelt und büßte seine Unbesonnenheit zwischen den zwei Säulen auf der Piazzetta mit dem Tode. Steigen wir die Riesentreppe hinauf, so steht auch dort vor unserem geistigen Auge ein blutiges Schauspiel. Der achtundsiebzigjährige Doge Marino Falieri war durch eine Beleidigung, seiner Gemahlin zugesügt, schwer getränkt worden. Der Frevler war ein Nobile und der Doge forderte vom Senate eine strenge Bestrafung. Wäre der Angeklagte nicht ein Nobile gewesen, oder hätte er weit weniger schwer den Senat beleidigt, dann hätte er vier- undzwanzig Stunden später auf der Piazzetta gehangen, aber so wurde er nur gering bestraft. Der Doge wütet und ist der Macht des Senates gegenüber ohnmächtig. Er geht mit dem Plane um, sich und das Volk von der furchtbaren Macht des Senates zu befreien. Schon sind die Rollen ausgeteilt, schon die Dolche geschliffen, welche die Senatoren treffen sollten, da kommt die Verschwörung zu Tage und in rascher Entschlossenheit beschließt der Senat an dem Dogen selbst ein blutiges Beispiel zu geben. Am 17. April 1535 wird der greise Doge auf der obersten Stufe der Riesentreppe enthauptet. Das Volk knirscht mit den Zähnen, aber es schweigt. Cave columnas! Die neue Bluttat der Republik mischt sich unter alle die anderen, aber die schauerliche Verwünschung, die Byron dem Dogen vor seinem Tode in den Mund legt, ist erschreckende Wahrheit. Venedigs Macht und Glanz ist dahin; seine Patrizier sind verkommen, sind vielfach Bettler geworden, und wenn auch wohl die verödeten Paläste stehen und von entschwindner Pracht zeugen, so erinnern sie doch dringend an die Worte des Sängergreises:

„Weh euch ihr stolzen Hallen! Nie töne süßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang.“

Es sind wahrhaft königliche Hallen, in die wir jetzt eintreten; heute noch glänzend und Schätze bergend; aber auf dem glatten Parquet geht nur der Fremde umher und in den hohen Sälen tönt nur die Stimme des Führers, der in oft lächerlichen Phrasen schnarrend seine Vitanei her sagt. Decken und Wände sind mit kostbaren Gemälden bedeckt und die Heroen der Kunst, Tizian, Tintoretto, Palma, Bassano, Paul Veronese und andere haben sich hier verewigt. Viele ihrer Gemälde preisen die Macht der Republik und sind heute — Grabmonumente. Schaudern ergreift uns, wenn wir dem Führer in die dunklen Räume folgen, in denen die Tribunale der Zehn und der Drei saßen und die Angeklagten mit blutiger Strenge richteten, unter welchen nur zu oft Opfer der Herrschucht, des Hasses, des Neides und anderer niederer Leidenschaften sich befanden. Selbst die Dogen waren nicht stark genug, ihre eigenen Söhne der schrecklichen Folter zu entziehen. Wohl müßte es gelobt werden, wenn die Republik so unparteiisch gewesen wäre, das Verbrechen auch an der höchsten Person des Staates oder deren Verwandten zu strafen, aber dieses Lob gebührt ihr nicht: denn nicht Gerechtigkeit und Unparteilichkeit waren die Richtschnur, sondern Haß, Neid und Herrschucht. Der schöne jugendliche Sohn des Dogen Antonio Venier — von 1382 bis 1400 — macht einige Spottverse auf die Zehn. Er wird verhaftet und grausam gefoltert, damit er seine Mitschuldigen nenne. Er schweigt; denn er braucht ja keine Mitschuldigen, um ein paar Verse zu machen. Er wird unter die glühenden Bleidächer geworfen und fleht seinen Vater um Beistand an. Der kann ihm nicht helfen, er hat gegen die Zehn keine Macht. Der arme Jüngling wünscht wenigstens seinen Vater zu sehen; der Vater möchte wohl, aber der Doge darf nicht und der Jüngling stirbt in der Verzweiflung. Es mag dieses Beispiel genügen, um zu zeigen, wie die Republik die Gerechtigkeit pflegte, und das Gefühl des Schauderns zu begründen, das uns in den Räumen, wo die gewalttätigen Herrscher ihren Despotismus ausübten, beschlich.

Aber ein noch schlimmeres Gefühl, das schlimmste, was man hegen kann, gewinnt in uns die Oberhand, das Gefühl der tiefsten Verachtung, wenn wir einen Blick werfen in das elende Spioniersystem, mit dem sich die Republik umgab. „In

Benedig sprechen die Mauern," sagt ein venetianisches Sprüchwort. An den Wänden des Dogenpalastes befanden sich Schalter und in sie warf der Spion, der geheime Ankläger eine Denunziation, und diese anonyme Anklage war genügend, um den Unglücklichen, den sie betraf, mit Kerker, Folter und Tod zu bedrohen. Welches Feld, um seine Rache zu befriedigen, welches vorzügliche Mittel, den Feind zu beseitigen!

Dabei war Benedig die Stadt der Feste, der Schauspiele und Vergnügungen; in dieser Stadt, wo der Schrecken regierte, glich das äußere Leben einem „ewigen Sonntag und fortwährenden Karneval“, so erzählt uns ein Chronist. Und in der That konnten die Herren im Dogenpalast eher ein Volk regieren und knechten, welches leichtlebig war, von Vergnügen zu Vergnügen flatterte und so keine Zeit erübrigte, seine Lage ernst zu betrachten, als ein nachdenkendes und sinnendes Volk. —

Der feierlichste und festlichste Tag der Republik Benedig war der Himmelfahrtstag. An diesem Tage fand die schon erwähnte großartige Zeremonie der Vermählung des Dogen mit dem Meere statt, und die Republik entfaltete hierbei eine Pracht, einen Glanz und einen Reichtum, von dem wir uns heute kaum noch einen Begriff machen können. Der Ursprung dieser Feier geht weit in die Geschichte Benedigs zurück, und sie soll von dem Dogen Peter Orseolo II. (997) zum Andenken an die Befreiung der Seeräuber und die Eroberung von Dalmatien eingeführt worden sein. Damals waren die Sitten noch einfacher und man begnügte sich damit, am Himmelfahrtstage jenseits des Lido auf das Meer zu fahren und den Tag mit verschiedenen einfachen Festlichkeiten zu feiern.

Anderes gestaltete sich das Fest nach jenem wichtigen Moment, wo Kaiser Barbarossa nach jahrelangen Streitigkeiten sich endlich mit dem Papste Alexander III. zu Benedig versöhnte. Der Kaiser hatte an die Republik das Ansinnen gestellt, ihm den Papst auszuliefern; aber mit Stolz wurde der Wunsch des Kaisers, der wie ein Befehl klang, abgeschlagen, und als der Kaiser eine starke Flotte ausrüstete, um seiner Forderung Nachdruck zu geben, schützten die Venetianer den Papst so energisch, daß sie die Flotte Friedrichs vollständig schlugen und selbst seinen Sohn gefangen nahmen. Die Venetianer baten nun den Papst um die Alleinherrschaft über das adriatische Meer, die sie in Wirklichkeit schon fast zwei Jahrhunderte besaßen. Der Papst, dankbar für die ihm geleisteten Dienste, willigte ein, und indem er dem Dogen zum Zeichen der Investitur einen Ring überreichte, sagte er: „Empfange ihn von mir als ein Zeichen der Herrschaft über das Meer; du und deine Nachfolger sollen sich jedes Jahr aufs neue mit ihm vermählen, auf daß die Nachwelt wisse, daß das Meer euch gehört und daß es eurer Republik unterworfen sein soll, wie die Gattin dem Gatten.“ Von jenem Tage an wurde nun die Vermählung mit dem Meere mit großer Pracht gefeiert.

Sobald der Tag graute, erschallten von allen Thürmen der Kirchen Benedigs die Glocken, und nach Erfindung des Pulvers mischte sich der Donner der Geschütze in das Geläute. Jung und Alt, Arm und Reich eilte festlich gekleidet zum Markusplatz, nach der Piazzetta, stellte sich längs des Kanals auf oder bestieg die damals noch nach tausenden zählenden Gondeln. Alles prangte in bunten, hellen Farben, alles war mit Bändern und Blumen geschmückt. Mit gewaltiger Pracht rauschte jetzt vom Arsenal der Bucentaurus herbei, das Staatsschiff, auf dem der Doge die Vermählungsfeier vornahm. Alle Bilder und Beschreibungen zeigen uns dieses Schiff in einer Pracht, die wir uns kaum vorstellen können. Seine Form war bei aller Schönheit riesenhaft, betrug doch die Breite allein über hundert Fuß. Hundert und sechszig ausgewählte Matrosen saßen festlich gekleidet je vier und vier an den mit Gold überladenen Rudern; vierzig weitere Matrosen verrichteten die übrigen Dienste. Ueber den Rudern wölbte sich das obere Deck, welches von vielen prächtigen Säulen getragen wurde, die neun Arkaden von je sieben Fuß Breite bildeten. Diese mit vergoldeten Figuren und Schnitzwerk reich geschmückte Galerie war sechsundschrzig Fuß lang und an sie schloß sich eine zweite Galerie mit neunzig

Sitzen für das Gefolge des Dogen, und das ganze war bedeckt mit reichen Ornamenten, Skulpturen, Gold, Silber, Purpur, Damast und Seide. Das obere Deck war in seiner ganzen Länge mit rotem Sammt überzogen, mit schweren Goldstickereien verziert und über dem Salon des Dogen flatterte das kostbare Banner des hl. Markus. Um den Bucentaurus drängten sich nun tausende von bunt geschmückten Gondeln, in denen die ersten Familien der reichen Stadt in den kostbarsten Trachten saßen und die Ankunft des Dogen erwarteten. Jetzt erschallt vom Glockenturme die Mittagsstunde und zuerst erscheinen acht Fahnen-träger mit den Standarten der Republik: rot, blau, weiß und violett; dann sechs Trompeter mit silbernen Trompeten, hierauf das Gefolge der fremden Gesandten, jetzt ein Trupp Pifferari, von den Pagen des Dogen geführt. Es folgt der Sekretär des Dogen, ein Diakon, der eine vom Papst Alexander geschenkte Kerze trägt, die Diener des Dogenpalastes, welche den prachtvollen Sessel und das Kissen des Dogen tragen. Hieran schließen sich die Würdenträger der Republik, alle in kostbarer Kleidung. Dann fällt uns eine jugendliche Kindergestalt auf; es ist der sogenannte Ballotino, eine Knabe, der bei der Dogenwahl die Kugeln aus der Urne zu ziehen hat. Und nun endlich erscheint der Doge selbst, in einem langen Mantel von Hermelin mit goldenen Knöpfen geschlossen, darunter eine blaue Soutane und zu unterst ein langes Schlepplleid von Goldstoff. Auf seinem Haupte prangt die Dogenmütze von Goldstoff in phrygischer Form, um sie herum schließt sich eine blizende Krone von Gold und Edelsteinen; selbst die Sandalen sind von Goldstoff. Zur Rechten geht der päpstliche Legat, zur Linken der kaiserliche Gesandte; an sie schließen sich die vielen Vertreter aller übrigen Reiche und Höfe, die mit der stolzen Republik herumbegeben sind. Zwei Offiziere des Dogen tragen den Sonnenschirm des Fürsten und das Schwert mit der Spitze nach oben gerichtet. Die Signoria und der große Rat schließen den imposanten Zug. Der Doge, umgeben von seinen Räten und Gesandten, nimmt Platz, all die hohen Würdenträger der Republik ordnen sich, hundert Matrosen umstehen ihre Offiziere, um deren Befehle blitzschnell zu befolgen. Jetzt hebt sich der Anker, alle Glocken läuten von neuem, alle Geschütze dröhnen, der Bucentaurus rauscht, von der jubelnden Menge umgeben, majestätisch den Kanal hinauf nach der Insel St. Helena, wo er den Patriarchen von Benedig mit seiner Geistlichkeit aufnimmt. Jetzt fährt das Festschiff auf das offene Meer hinaus, der Doge erhebt sich, steigt auf eine kleine Galerie und indem er mit lauter Stimme die Worte ruft: „Desponsamus te mare in signo veri perpetuique domini,“ wirft er den vom Papste geweihten Ring in die blaue Flut. Aus hunderttausend Rehlen erhebt sich ein lautes Freuden- und Triumphgeschrei — die Zeremonie ist beendet. Jetzt aber beginnen die Festlichkeiten; volle vierzehn Tage dauert der Jubel, und der ganze Reichtum der Republik entfaltet sich vor den Augen der staunenden Fremden.

Fast unzählige Feste und Vergnügungen reihten sich an das eben beschriebene im Laufe des Jahres an, und ganz besonders waren es noch zwei, die unsere Aufmerksamkeit erregen: der Karneval und die Regatta. Der venetianische Karneval war berühmt durch ganz Europa; aber auch er hat heute seinen ehemaligen Charakter verloren, wie ja auch der römische Karneval nur noch ein Schatten seines ehemaligen Glanzes ist. Nur ein glückliches Volk kann wirklich heiter sein. Die Regatta gehörte unbedingt zu den großartigsten Volksfesten Benedigs. Das Fest dankt seine Entstehung jener Episode, die wir schon erzählten, nämlich dem Raube der venetianischen Bräute auf der Insel St. Pietro und wie damals ein Wettsegeln auf Leben und Tod zwischen den Räubern und den beraubten Venetianern stattfand, so auch bei der Regatta um den Ehrenpreis. Die Vermählung des Dogen mit dem Meere war ein Fest der Republik, ein politisches Fest, bei dem der Venetianer vom Dogen bis zum Gondolier nur den Ruhm, die Pracht und den Glanz der Republik anderen Staaten gegenüber entfalten wollte, das Fest der Regatta dagegen gehörte ausschließlich dem Volke, dem gemeinen Manne. Er, der bei der Vermählung des Dogen

gewissermaßen als Gast gebühret wurde, spielte hier die Hauptrolle und lud den Patrizier zu Gast. Der Gondolier, in früheren Zeiten eine Macht, mit welchem der Staat rechnen mußte, war in erster Linie bei diesem Feste beteiligt. Vom Ausgang der Regatta hing oft das Lebensglück des einzelnen ab. Denn mehr als eine glutäugige venetianische Schönheit, die von mehreren umworben war, schob die Entscheidung über ihr Herz und ihre Hand bis zur Regatta auf. Mancher Gondolier kniete wochenlang vorher mit seiner Geliebten allabendlich vor dem Madonnenbilde und betete um Sieg; zu arm, um das höchste Ideal eines Gondoliers zu erreichen, nämlich eine eigene Gondel, setzte er seine ganze Hoffnung auf die Regatta. Gewann er den ersten Preis oder auch nur einen der anderen, dann konnte er sich eine Gondel kaufen, sein Name als Sieger verschaffte ihm Gönner, er konnte seine Braut heimführen — sein Glück für das ganze Leben war gemacht.

Die Wetttruderer stellten sich am östlichsten Punkte Venedigs bei der Insel Castello auf, wo heute die von Napoleon geschaffenen Giardini Pubblici (öffentlichen Gärten) liegen. Auf ein gegebenes Zeichen setzten sie sich in Bewegung und fuhren mit Windeseile dem Kanal Grande zu, den sie fast seiner ganzen Länge nach durchsausten, begleitet von dem Geschrei der tausende von Zuschauern zu beiden Seiten des Kanals. An einer bestimmten Stelle befand sich mitten im Kanal ein großer Pfahl mit einer Fahne und hier mußte der Ruderer die schwierigste Probe bestehen. Er mußte sein Boot, das wie ein wilder Renner über die schäumende Flut dahin schoß, um diesen Pfahl herumlenken und ohne Aufenthalt denselben Weg zurücklegen. Man kann sich kaum vorstellen, wie viel Kraft, Gewandtheit und Geschick ein solches Manöver erforderte. Mit derselben rasenden Schnelligkeit ging es dann zurück bis zum Palazzo Foscarei, wo ein großes kunstreiches Gebäude aufgerichtet war, das als Ziel der Wettfahrt galt und auf dem auch die Preise verteilt wurden.

Der Weg, den die Wettfahrer zurücklegten, betrug ungefähr vier venetianische Meile oder etwa 8350 Meter, also ungefähr 26,620 Fuß, was eine Länge von $1\frac{1}{2}$ preußische Meile ergibt. Um nur allein an diesem Wettkampfe teilnehmen zu können, bedurfte es einer ungewöhnlichen Kraft und außerordentlichen Geschicklichkeit. Die zwei letzten Regatta in unserem Jahrhundert fanden statt 1846, als die Kaiserin von Rußland Venedig besuchte, und 1875 bei Gelegenheit des Besuchs des Kaisers Franz Joseph bei König Viktor Emanuel. Im Jahre 1846 bewunderte man die Schnelligkeit der Wetttruderer auf einen Kilometer in vier Minuten. Nimmt man an, was man wohl darf, daß die Gondoliers der alten Zeit ebensoviel Erfahrung und Kraft hatten als die heutigen, daß die Wettkämpfer von ehemals dieselbe Geschwindigkeit besaßen, so dauerte für den einzelnen Mann die Fahrzeit wenigstens dreiunddreißig Minuten, was bei so enormer Anstrengung viel heißen will.

Die Sieger erhielten aus den Händen der Preisrichter eine kleine Fahne, die entweder rot, grün, blau oder gelb war. Die Farbe gab die Höhe des Preises an. Der letzte Preis war immerhin noch ansehnlich und originell; er betrug zehn Dukaten und ein — lebendes Spanferkel. Ueberhaupt spielten die Gondoliers eine Hauptrolle. Sie bildeten eine Korporation und hielten streng auf die Privilegien, die fast so alt waren als die Republik selbst. Noch heute umgibt den Gondolier ein poetischer Hauch. Sie waren stets treue, zuverlässige Leute, denen ihre Patrone oft wichtige, oft zarte und delikate Aufträge anvertrauen durften. Sie standen selbst geistig höher als die übrigen Schiffer der Lagunen, auf die sie vornehm herablickten. Doch jene vielgerühmten homerisch-venetianischen Rhapsoden, die mit melodischer Stimme und strengem Rhythmus die Gesänge des Tasso und des Ariost bei herrlichen Mondscheinnächten auf dem stillplätschernden Kanal sangen, Strophen aus der Jerusalemme Liberata rezitirten oder auch bei Begegnung im Wechselgesang sich die Klagen der Hermione und die Seufzer des Tankred zuriefen — ihre Zeiten sind dahin, sie sind verschwunden mit so vieler Poesie und so manchem Orientalisch-Märchenhaften, das das schöne Venedig bezaubernd machte.

Unter den armseligen Gondolieren von heute befinden sich

Abkömmlinge von ehemals hohen und von reichen Familien, deren Ahnen vor gar nicht so langer Zeit eigene Gondoliers in Solde hatten, die an den Marmorstufen des Palastes warteten. Unter den 25 000 Armen, die Venedig zu ernähren hat, verbergen sich überhaupt hochklingende Namen, und wenn man fragt, wie die Träger derselben so tief ins Elend gekommen seien, so erhält man die Antwort: „Weil der venetianische Nobilität es unter seiner Würde hielt, zu arbeiten, weil er glaubt, seinem Wappenschild, das übrigens längst verblüht ist, Schimpf anzutun, wenn er irgend etwas Nützliches treibt.“ Ich habe selbst junge Adelige kennen gelernt, die absolut nichts tun, als sich in das Kaffeehaus setzen, Cigaretten rauchen und über die Straße stolzieren, und doch könnten sie vermöge ihres Adels in der diplomatischen Karriere oder doch als Vaterlandsverteidiger vorankommen. Aber selbst zu solcher Tätigkeit verstehen sie sich nicht.

So hat sich manches in der alten Dogenstadt geändert. Wir werden bei unsern Zwiegesprächen nicht mehr ausgehört; unsere Worte, unsere Gedanken werden nicht mehr brühhwarm und verdreht höhern Orts angebracht. Wir brauchen den Dolch des Brava nicht mehr zu fürchten, und, wie er, so ist auch eine andere italienische und ganz besonders venetianische Figur, der Cicisbeo, verschwunden. Der Brava ist kein Gebild des Romanschriftstellers; er nahm vielmehr in Venedig eine wichtige Stellung ein und bildete mit zahlreichen „Kollegen“ eine bestimmte Klasse Menschen, die ihre „Prinzipien“ hatten. Da, wo der Gondolier zu einem Geschäft zu ehrlich und zu gewissenhaft war, trat der Brava an die Stelle, und mancher Brava zählte unter seinen Kunden hohe und berühmte Namen. Politische Gegner, persönliche Feinde, begünstigte Nebenbuhler, treulose Liebhaber, unangenehme Gläubiger, Unkluge, die zufällig ein Geheimnis erlauscht, alle diese lieferten Arbeit für den Brava. Wenn ein Nobilität glaubte, seine „Ehre“ rächen zu müssen, so vertraute er die Sache einem Brava an, der für einen mäßigen Preis den Gegner in den Kanal stürzte oder ihm von hinten einen Dolchstoß beibrachte. Der Brava war gewissermaßen selbst von der Regierung anerkannt. Kam es vor, daß jemand sich eines Gläubigers, Feindes u. s. w. durch einen Brava entledigen wollte, so paßte dieser seinem Opfer auf. Nun aber gelang es dem letzteren, sich des Brava zu entledigen, oder es wurde ihm der saubere Plan verraten, kurz, er eilte zu den Staatsinquisitoren und klagte seine Not und Gefahr. Dann ließ der Staatsinquisitor den Patrizier oder wer sonst den Brava gedungen, kommen und verurteilte ihn — eine Summe Geldes zu deponieren, die als Garantie für den Bedrohten liegen blieb. Ja noch mehr, der Bedrohte nahm sich jetzt selbst einen Schutzbrava auf Kosten seines Feindes, und wenn ihm trotzdem etwas Uebles widerfuhr, so wurde sein Feind als Urheber bestraft.

Eine ganz andere Figur war dagegen der Cicisbeo, eine unangenehme Erscheinung, unmännlich und weiblich und nicht unähnlich jenen affektirten Courmachern, wie sie besonders in der verkommenen Zeit Ludwig XV. in den Salons und Boudoirs der pariser Damen auftauchten. Der Cicisbeo kommt erst im 17. Jahrhundert vor und ist jetzt längst verschwunden. Er fand sich hauptsächlich in Italien und zwar in Genua, Florenz, ganz besonders aber in Venedig. Er war eine Art männliche Gesellschaftsdame, eine Mode, die wir uns kaum vorstellen können. Er wahr mehr als Diener, etwas weniger als Hausfreund, sonst aber der stete Begleiter der Frau vom Hause. Er frühstückte mit ihr, half bei der Toilette, begleitete sie zur Promenade, zu den Kaufläden, zum Theater; er nahm die Anordnung der Feste in die Hand, er gebot der Dienerschaft, er geleitete die Dame zum Diner, zu Hause oder auch außerhalb. Es gehörte zum guten Ton, wenigstens einen Cicisbeo zu haben; nobler war es, mehrere sich folgen zu lassen. Ja, es gab Frauen, die auf der Promenade drei, vier, fünf bis sechs solcher — Kammermänner um sich hatten; dann trug der eine den Fächer, der andere das Taschentuch, der dritte geleitete die Dame, der vierte trug ein Parfümfläschchen, der fünfte und sechste entwedert noch etwas oder nur seine armselige Person selbst.

Vorbei — alles längst versunken und fast vergessen.

Ulrich Zwingli.

Mit einleitenden Bemerkungen zur Frage der kulturellen Bedeutung der Reformation. Von Bruno Geiser.

Die „Neue Welt“ hat das Porträt des erfolgreichsten deutschen Kirchenreformators, Martin Luthers, gebracht mit einer Abhandlung über Luthers Stellung zur Volksbewegung seiner Zeit.

Der Herr Verfasser dieser Abhandlung hat in strengster Unparteilichkeit dargelegt, was er über sein Thema zu erforschen vermochte — ohne Vorliebe für den Mann, dessen Wirken es hauptsächlich zuzuschreiben ist, daß die Bibel für eine Reihe von Jahrhunderten zur unantastbaren Quelle, zum Hort und Halt der evangelischen Religion erhoben worden ist, — ohne Vorliebe für ihn und ohne Voreingenommenheit gegen ihn.

Mit gleicher Unparteilichkeit war der Schreiber dieser Zeilen bemüht, an die Geschichte der Kirchenreformations des 16. Jahrhunderts heran zu treten; und er würde glauben, daß er gleich ein Stück Leben aus einer bedeutsamen Zeit darstellen zu können in einem Bilde, das „von der Parteien Haß und Günst“ nicht entstellt ist, wenn er auch nicht den freisinnigsten und edelstehendsten unter den mit den Kränzen reichsten Nachruhms gekrönten Reformatoren zum Gegenstande der Betrachtung erkoren hätte.

Die Zeit der evangelischen Kirchenreformations umspannt übrigens nicht nur eine bedeutsame, sondern eine der für die Kulturgeschichte wichtigsten und interessantesten Epochen der Weltgeschichte.

Daß Lutheraner und Reformierte die Reformation für überaus kulturfördernd, für einen gewaltigen Geistesfortschritt der Menschheit erklären, während die Katholiken über sie Peter geschrieben haben, sie heute noch verdammen und sie nicht nur als eine

schwere Schädigung der christlichen Religion, sondern selbst als ein Hemmnis für die Fortschritte der Wissenschaft ausgeben, das alles ist bekannt und — eines wie das andere — ohne weitere Erläuterungen leicht begreiflich.

Interessanter und von größerem Gewicht ist, was Männer der Wissenschaft unserer Zeit über die Reformation sagen, Männer, welche weder zu den begeisterten Anhängern Luthers gehören, wie sie um die jüngste Lutherfeier herum zahlreich wie der Sand am Meere in allen Gauen protestantischer Länder aus Licht getreten sind, noch zu den Getreuen des Papsttums, Männer, die in der freisinnigen, selbst der religionslosen Wissenschaft unserer Zeit eine sehr beachtenswerte Stelle einnehmen.

Nicht minder interessant und von hoch anzuschlagender Bedeutung ist das Urteil über Wesen und Wirken der Reformation, wie es sich in dem Volke selbst allgemach festgesetzt und in neuester Zeit gleichfalls vielfach geäußert hat.

Um die Anschauungen, die sich über die Reformation in dem

Bereiche der modernen Wissenschaft geltend machen, kennen zu lernen, führen wir einige Zitate vor, welche eine Würdigung der Reformation enthalten.

Der auf dem Standpunkte der materialistischen Philosophie stehende Kulturgeschichtsforscher Friedrich v. Hellwald schreibt in seiner „Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart“ S. 682 wie folgt:

„Eine Würdigung der kulturellen Verdienste der Reformation zeigt zuvörderst, daß dieselbe mit Notwendigkeit dem deutschen Volksgeiste entsprang und in ihrem Wesen und Wirken diesem

auch durchaus treu blieb. Der fromme, zu idealer Schwärmerei geneigte Zug des germanischen Charakters steckte im Vorhinein einer Kirchenreformations in Deutschland ihre Wege ab. Diese Richtung führte zur Befreiung von den Fesseln Roms, nicht aber von jenen des Glaubens. Die Führer der reformatorischen Bewegung waren sammt und sonders dem Mystizismus ergeben; Luther glaubte bodenfest an den Teufel, und Calvin gar veräußerte seine Lehre zu einem abschreckenden System. In jenem bekundete sich augenfällig der monarchische, in diesem der republikanische Geist ihrer Heimat, welcher letzterer unter scheinbarer Freiheit den Menschen in die straffsten geistigen Bande schnürt. Taten und Gesinnung der Reformatoren erhoben sich in keiner Weise über das Niveau der römischen Kirche. Jede Meinungsverschiedenheit erachteten sie wie diese für todeswürdig. Wie diese übten sie Folter und Inquisition. Gerade in der Demokratie der Schweizer fanden Calvins finstere



Ulrich Zwingli.

Prinzipien den meisten Beifall, die meiste werktätige Unterstützung, fielen ihnen die meisten Opfer, ein Beweis, daß keine Verfassungsform vor Verblendung schützt. Nur die Hirtenvölker auf den Höhen in den Urkantonen ließen sich ihren alten Glauben nicht verkümmern und hielten treu an ihm bis heute düsteren Farben, womit man die Gräueltat des Papsttums pflegt, müssen auch auf das Wirken der Reformatoren werden. Gleichwohl waren sie durchaus ehrliche, innersten Ueberzeugung folgende Männer; das ist möglich; dies sollte zur Vorsicht mahnen bei gleichem Vorgehen der römischen Kirche.

„Wer die Lüge mit dem widerlichen Eindruck. Ein und dem neuen Kirchenalt der römischen Kirche gegangen und im V Die Grundlage

rührt, das lustige Gebäude des Aberglaubens ward nicht zerstört, vielmehr durch den Bibelglauben noch mehr befestigt. Die Vernunft hat an dem Werke der Reformation ebensowenig Anteil als die Freiheit; der Mensch gewann nur die Freiheit in der Bibel, nicht auch über die Bibel zu forschen; sie löste alte Bande, um neue desto fester zu schnüren. An Stelle des fleischlichen trat ein papierner Pabst, der schon vor vierthhalb Jahrhunderten für unfehlbar erklärt wurde. Wie die römischen Prälaten domierten die Reformatoren gegen die Vernunft, wenn sie mit dem geschriebenen Gottesworte im Widerspruche stand, was heute fast in allen Punkten der Fall ist. Ihre Unduldsamkeit übertraf noch die katolische Intoleranz und nährte alle, ja steigerte manche der bestehenden Vorurteile, z. B. jenes gegen die Juden und die Hexen. So bildete denn von nun an der protestantische Bibelglaube eine gewaltige Schranke gegen freie wissenschaftliche Forschungen, eine Schranke, die selbst heute nicht überwunden ist und wirksamer war, als je die von St. Petri Stuhl geschleuderten Bannflüche, als Syllabus und Enzyklika zusammen. Obwohl dieses schroffe Anspannen der Gläubigkeit seine Rückwirkung auch auf den Kato- lizismus nicht verschlehte, hat dieser doch im Großen und Ganzen der Wissenschaft weniger Hindernisse entgegengestellt als der Protestantismus, dessen zwei Entwicklungsphasen Pietismus und Muckertum in der Geschichte der menschlichen Kultur ihres Gleichen suchen. Die katolische Kirche begnügte sich von jeher mit formeller Anerkennung, berücksichtigte mehr den Schein, der Protestantismus dagegen hauptsächlich das Wesen. Ersteres mag weniger „sittlich“ sein, letzteres war schädlicher. Bis vor wenig Jahren regelten im päpstlichen Rom unerträgliche Polizeiverbote die äußeren Kundgebungen der Religion; an Freitagen durften in Gasthöfen keine Fleischspeisen verabreicht werden; allein hinter einem Vorhange, der vor den Spüraugen der seine Bedeutung recht wohl kennenden Polizei zu schützen vorgab, aß Fleisch, wer da wollte. Im protestantischen und freien England ging im Jahre 1874 im Parlamente eine Bill nicht durch, die Aufhebung der Sonntagsfeier bezweckend, welche nach unseren Begriffen wie ein Alp auf dem Lande lastet. Gegen die Nichtbeachtung der Sonntagsfeier in England schützt aber kein Vorhang, wie in Rom, denn das ganze Volk macht Polizei. So kommt es, daß die unabhängigsten Denker eben so oft, wenn nicht öfter, den Reihem der Katoliken entstammen, während in den protestantischen Ländern die Wissenschaft am wenigsten vom Geiste der Religion sich befreit hat.

„Dennoch war die Reformation ein großes, ein notwendiges Werk. Was wir ihr verdanken, ist ausschließlich die Auflehnung gegen den blinden Autoritätsglauben, die Inanspruchnahme der Unabhängigkeit des Denkens, Urteilens und Glaubens seitens des Individuums; der Gebrauch, welchen die Reformation von dieser Auflehnung und Inanspruchnahme machte, darf nicht beirren in der Erkenntnis, daß mit letzteren allein eine der Grundlagen der modernen Kultur gewonnen ward. Die Reformation ist aber ein rein germanisches Werk; nur Völker germanischen Blutes haben sie angenommen und siegreich durchgeführt; kein anderes Volk schüttelte den orthodox-katolischen Glauben ab. Das ethnische Moment waltet in der Reformation so sehr vor, daß in Großbritannien z. B. die beiden Volks- elemente der Kelten (Irländer) und Germanen (Engländer), seit lange miteinander lebend, sofort in Katoliken und Protestanten sich spalteten. In allen Ländern jedoch, wo das germanische Blut nur schwach vertreten, siegte die katolische Kirche über alle Reformationsversuche, deren Vor- gänge nicht Wunder nehmen kann, da alle Völker germanischer und minder bedeutende germanische Elemente in der Reformation der letzteren stand die Kraft fehlte, sich all in direktem Verhält-

stände in allen Kreisen herrschte. Dieses Unbehagen war durch Gründe doppelter Art veranlaßt. Einmal durch mehr oder minder äußere Dinge, wie Ausbeutung des Volkes mittelst des Ablasshandels; dann formelle Bestimmungen, wie die Kelchverweigerung beim Abendmahl; endlich Disziplinarvorschriften, wie das Eheverbot der Geistlichen, wodurch die Sittlichkeit vielfach gefährdet wurde. Zum andern gab es aber auch noch Verhältnisse, die tiefer gingen: manches was als Grundlage der Kirche angesehen wurde, entsprach nicht mehr dem Kulturgrade des Volkes, besonders nachdem die großen Entdeckungen und Erfindungen ihre Wirksamkeit zu äußern begannen. Diese letzten Momente lagen indes nicht so offen wie die ersten. Als die Reformation stattfand, hatte die Umwandlung im Wissen und in den Anschauungen erst ihren Anfang genommen. Die ganze gewaltige Erweckung der Intelligenz und die Erweiterung der Begriffe war weitaus erst zum kleinsten Teile erfolgt. Die Strömung hatte zwar reißend begonnen, allein von der zu durchflutenden Strecke war eben noch nicht mehr als das nächste Stadium zurückgelegt. Dieses Verhältnis ist es wesentlich, welches die Reformation zu dem nicht werden ließ, was sie werden konnte und sollte, und was sie etwa eine oder zwei Generationen später geworden sein würde, wenn die durch jene Entdeckungen und Erfindungen angebahnte Erweiterung des Wissens schon vollendet gewesen wäre, als der kirchliche Streit seinen Anfang nahm. So kam es, daß die durch die Reformation herbeigeführten Aenderungen sich fast ausschließlich auf Dinge der erstervähnten Kategorie beschränkten, dagegen die der zweiten Art wesentlich unberührt ließen. Der Ablasshandel mußte natürlich fallen, selbst in der alten Kirche; man gab überdies in der neuen den Gläubigen den Kelch und schaffte das Eölibat ab; ebenso in andern Punkten ähnlicher Art. Hier handelte es sich entweder um wirkliche Auswüchse, die man auch vom katolischen Standpunkte aus dafür anerkannte, oder doch in Wahrheit nur um sekundäre Fragen. Selbst die Beseitigung der Pabstgewalt, die ohnehin von Luther anfangs garnicht beabsichtigt war, sondern sich bloß als Folge des Kampfes ergab, traf nur ein Organ der Kirche, nicht die Kirche in ihrer Grundlage, um so weniger als ja der Grundsatz schon ein Jahrhundert vor Luther erkämpft war, daß der Pabst nicht über, sondern unter dem Konzilium stehe. So blieb auch bei den Protestanten die Grundlage der alten Kirche unberührt in ihrem Kerne. Sie ward von den Reformatoren nicht nur unbedingt angenommen, diese Grundlage, sondern sogar noch mit weitem Schutzwällen umgeben. Einige Verbesserungen fanden statt, allein in eigentümlicher Weise. Der Anker dieses Fortschritts war mit doppelten Widerhaken versehen, welche allerdings ein Fortreißen nach rückwärts verhinderten, sich aber auch nicht mehr aus dem Boden herausbringen ließen, wenn es galt weiter voran zu kommen.

„Es ist unwiderlegbar: Luther hat die katolische Kirche keineswegs, wie man gerne behauptet, „aus Gründen der Vernunft“ angegriffen; seine Bücher wie seine Briefe beweisen vielmehr, daß sich der Reformator für seine Lehre einzig und allein auf die Bibel, dagegen niemals auf die Vernunft berufen hat. . . .

„Die Erklärung der ‚Heiligen Schrift‘ zur alleinigen Glaubensquelle bot den Reformatoren allerdings eine gewaltige Waffe gegen die herrschende Kirche, indem nun alles angegriffen werden konnte, was von kirchlichen Dingen sich nicht unmittelbar aus der Bibel erweisen ließ. Man kann nicht leugnen, daß damit mancher Mißstand beseitigt zu werden vermochte und wirklich daraufhin beseitigt worden ist.

„Wie hoch man aber auch den auf solche Weise erlangten Vorteil mit allem Recht anschlage, so hat sich doch an diese Erhöhung der Bibel zu einem absoluten Glaubensgrund ein furchtbar schwerer Nachteil geknüpft, durch welchen die ganze Menschheit während der nächstfolgenden Jahrhunderte in ihrer naturgemäßen Entwicklung nicht gefördert, sondern furchtbar gehemmt wurde, und worunter sie selbst heute noch vielfach zu leiden hat.

Historiker Kolb äußert

309 u. fg.) also:

„Es ist sich, daß vor der kirchlichen Zu-

„Die Autorität, welche die Reformatoren der Bibel beilegte und welche Autorität in dieser Richtung auch sehr bereitwillig von den Vertretern des Katholizismus acceptirt wurde, bildete von nun an eine gewaltige Schranke gegen freie wissenschaftliche Forschungen. Die Wissenschaft erlangte auch unter der Herrschaft der Reformation nur so weit Duldung, als sie mit den Angaben jenes alten Buches übereinstimmte; die Forschung durfte nicht über das hinausgehen, was vor Jahrtausenden von unbekanntem Verfassern geglaubt worden war; eine Entdeckung ward zur strafwürdigen Kezerei, wenn sie sich vermaß dem heiligen Buche zu widersprechen. Das alte bereits vor der Reformation erschütterte theologische Gebäude hatte durch Umbau und besonders durch die Stütze der Bibel neue Festigkeit gewonnen, wie sie die Kirchenväter — auf eine Reihe von Jahrhunderten hinaus — nimmermehr hätten gewähren können. Es ist gewiß eine sehr bezeichnende Tatsache, daß ehe die Reformation ihre Wirksamkeit entfaltet hatte, ein katholischer Domherr — Copernicus — die Bewegung der Erde lehrte und daß sein (sogar dem Papste zugeeignetes) Buch nirgends verboten ward, daß dagegen ein Jahrhundert später Galilei auf Grund der Bibel Einkerkelung erfuhr, ja daß heutzutage noch gerade protestantische Pastoren (während die katholischen Priester in dieser Frage mindestens klug verstummt sind) die Lehre von der Erdbewegung um die Sonne für eine Kezerei erklären, unter ganz richtiger Berufung auf die unzweifelhafte Theorie der Bibel.“

Trotz alledem, was er an der Reformation auszusagen hat, fährt Kolb weiter unten fort:

„Es wäre unrecht, die wirklichen Verdienste der Reformation hinwegzulegen zu wollen. Schon die Abschaffung der zahllosen Feiertage sehen wir als eine nicht nur auf die ökonomischen Verhältnisse, sondern auch mittelbar auf die Anschauungen des Volkes sehr wohltätig wirkende Aenderung an. Der Gewinn aber ward erlangt größtenteils auf Kosten der nächstfolgenden Generationen, die freilich kirchlich eine Erleichterung hatten, dagegen im wissenschaftlichen Forschen mit neuen Banden neben den alten umgeben waren.“

Der Protestantismus, wie er sich ausbildete, hat zwar allerdings verschiedene grelle Dinge vom Katholizismus abgestreift, aber er ist auf der gleichen Grundlage geblieben und zwar ohne die Konsequenz der älteren Kirche.

„Indem er die Bibel zum unfehlbaren ‚Wort Gottes‘ erklärte, hat er — es muß nochmals gesagt werden — sehr wesentlich, und zwar fast vierhalb Jahrhunderte lang, mit nur allzugroßem Erfolg beigetragen, die freie Entwicklung des forschenden Menschengesistes nicht zu fördern, sondern zu hemmen und zu lähmen. Amicus Plato, magis amica veritas!“ *)

So die beiden Kulturhistoriker — der radikal-materialistische und der radikal-demokratische. Sie, die als Kulturhistoriker einander bitter anfeinden**), stehen sich in der Beurteilung der protestantischen Reformation auffällig nahe; sie haben viel an ihr zu tadeln und verhältnismäßig wenig zu loben. Und was noch auffällender ist, sie stimmen auch darin überein, daß sie für und wider nicht gegeneinander abwägen und das Fazit zu ziehen unterlassen, das Fazit, welches bis zur Unzweifelhaftigkeit zu erkennen gäbe, ob die Reformation der Menschheit, beziehentlich den Völkern, die sie vollführten, mehr genützt als geschadet oder mehr geschadet als genützt hat.

Freilich dieses Fazit zu ziehen ist nicht so ganz leicht und nicht so ganz ungefährlich. Entscheidet man sich zu Gunsten der Reformation, so kann man sicher sein, daß man sich hierbei Anfeindungen seitens sehr vieler religiösen Freidenkenden und selbst dem Verdachte aussetzt, ein Verräter an der Sache des geistigen Fortschritts zu sein; entscheidet man sich gegen sie, so

erbittert man die Kirche und ihre Anhänger in allen Schichten der Gesellschaft gegen sich — — da ist es gewiß klug, den Abschluß der Rechnung dem Leser selbst zu überlassen, der dann ja je nach seiner eigenen Gesinnung schon zum befriedigenden Resultate kommen wird.

Nun, diese Art der Klugheit ist dem Schreiber dieser Zeilen völlig fremd, — er wird sich daher bemühen, das Fazit zu ziehen, — aber dazu bedarf es eindringender, leidenschaftsloser Forschung auf allen Gebieten und über alle Fragen, welche die Reformation berührt hat. Die Grundlage derselben oder vielmehr ihr Anfang ist vorliegende Arbeit.

Mögen sie die Leser der „Neuen Welt“ so unparteiisch betrachten und prüfen, als sie unparteiisch geschrieben ward.

* * *

Huldreich (Ulrich) Zwingli wurde am 1. Januar 1484 in der Grafschaft Toggenburg als dritter Sohn des Ammanns, d. i. des Vorstehers, der Berggemeinde Wildhaus am Fuße des Churfirsten und des Säntis geboren. Sein Vater war dem Berufe seiner Vorfahren gefolgt, — wie diese war er ein Hirte, jedoch gehörte er zu den wohlhabenden Mitgliedern der kleinen Gemeinde, ein Umstand, dem er wohl nicht zum geringsten Teile das höchste Ehrenamt der Gemeinde zu danken hatte. Einzelne Glieder der Familie waren Geistliche geworden, so ein jüngerer Bruder des Ammanns, desgleichen ein Bruder seiner Frau.

Das mochte Ulrich Zwinglis Vater den Wunsch nahe gelegt haben, einen Sproß seiner, mit zwei Töchtern und acht Söhnen gesegneten Familie, gleichfalls zum geistlichen Herrn erhoben zu sehen, und die Wahl des Familienrats übertrug diesen Vorzug eben dem dritten der Söhne.

Neun Jahre alt verließ Huldreich Zwingli das Vaterhaus; man brachte ihn in die von dem Onkel Bartolomäus Zwingli, der damals Dechant in Weesen war, an diesem Orte gegründete Lese- und Schreibschule. Die Gelehrsamkeit dieser sicher sehr bescheidenen Vorbereitungsanstalt beschäftigte ihn nur kurze Zeit, — nun kam er nach dem mit verhältnismäßig guten Bildungsstätten ausgestatteten Basel zu dem Ludimagister an St. Teodor, Gregorius Wünzli. Auch hier machte der lebhafteste, mit trefflichem Auffassungsvermögen ausgestattete Bursch überraschende Fortschritte in allen Lehrgegenständen, in Grammatik, Dialektik und Musik, und vorzüglich zeichnete er sich als Sänger sowie als schlagfertiger Redner aus. Nach kaum zweijährigem Aufenthalte in Basel hieß es weiterziehen, diesmal zu dem in der Schweiz als bester der Lehrer bekannten Heinrich Wölflin (Lupinus) in Bern. Dieser war nicht nur ein schwer gelehrter Mann, sondern auch ein feinsinniger Dichter — natürlich in lateinischer Sprache — und genoß als ausgezeichnete Pflieger der humanistischen Studien weiten Ruf.

Wölflin machte den dreizehnjährigen Zwingli mit den lateinischen Klassikern, vornemlich auch den Dichtern vertraut und sein ganzes Denken und Wesen gewann den tiefsten Einfluß auf den kühn und freudig emporstrebenden jungen Menschen.

Indes war auch sein berner Aufenthalt nicht von längerer Dauer. Die klangvolle Stimme und die gewinnende Beredsamkeit Zwinglis veranlaßten die Dominikaner in Bern zu dem Versuche, ihn an sich zu ziehen. Wahrscheinlich wäre er in seiner Unerfahrenheit den Lockungen der Klostermänner gefolgt, wenn nicht plötzlich aus der Heimat, wohin er über seine Beziehungen zu den Mönchen Mitteilungen gemacht, der strenge Befehl gekommen wäre, unverzüglich Bern zu verlassen und sich zur Fortsetzung seiner Studien nach Wien zu begeben, wo der eine Revolution der Geister wider die scholastisch-theologische Wissenschaft des Mittelalters beginnende Humanismus joeben in Blüte gekommen war.

Während der zwei Jahre, welche Zwingli an der Universität verbrachte, studierte er hauptsächlich Philosophie und setzte außerdem das Studium der alten lateinischen Klassiker, der Redner und Dichter und am meisten der Historiker, eifrig fort, die er jetzt hoch über die Scholastiker stellte.

*) Plato steht mir hoch, doch höher noch steht mir die Wahrheit.

**) Der ehrliche idealistische Kolb ist geradezu des schändlichen materialistischen Hellwald Prügeljunge, der ihm bei jeder Angelegenheit, die Hellwald anders beurteilt, in bissigen Anmerkungen wohlgezielte Stiche und Hiebe versetzt.

Im Jahre 1503 kehrte er zu kurzer Erholung in das stille Bergtal seiner Heimat zurück und begab sich dann zur weiteren Pflege philosophischer und theologischer Studien wieder nach Basel. Kaum achtzehn Jahre alt übernahm er daneben ein Lehramt an der Lateinschule zu St. Martin und wirkte hier mit solchem Erfolge, daß er, wie es scheint, eine zeitlang die Absicht hatte, sich ganz dem Lehramte zu widmen. 1506 ward er magister artium liberalium*), und in dasselbe Jahr fällt die entscheidende Wendung im Studienleben Zwinglis zur reformatorischen Theologie.

Diese Wendung vollzog sich mitten in einem heiteren Genüßleben, welches die Hingabe an die Wissenschaft bei Zwingli nicht störte und überhaupt bei vernünftiger Lebensführung nicht zu stören braucht. Zwingli war ein beliebter und gesuchter Gesellschafter, er verstand fesselnd zu erzählen, gleichwie fröhlich zu singen und zu musizieren. Wie auch Luther spielte er meisterhaft die Laute und komponirte allerlei Tonstücke; jedoch er war als Musiker weit vielseitiger als der Doktor Martinus, denn er spielte zugleich Geige und Harfe, blies Waldhorn, Zinken und ein paar wahrscheinlich flötenartige Hirteninstrumente, Abögli und Schwäggle geheißen, auch schlug er das Hackbrett und die Tramscheit genannte Pauke.

Zur Zeit als er so mit gleich lebenslustigen Freunden der edlen Musica eifrigst huldigte, kam Thomas Wytttenbach als Dozent der Theologie nach Basel. Dieser Mann ist als einer der Wegbereiter der Reformation zu betrachten. Er war es, der in der Schweiz zuerst auf die Bibel als die beste Stütze christlichen Glaubens und die Hauptquelle christlicher Erkenntnis hinwies.

Sogleich begann Zwingli neben den alten Lateinern die Bibel zu studiren und war rasch entschlossen, Priester zu werden.

Da er zu diesem Berufe besser vorbereitet war, als die allermeisten anderen Kandidaten der Theologie seiner Zeit, so ließ ihn der Erfolg auch nicht im Stich: noch in demselben Jahre, in dem er zum Magister promovirt hatte, wählte man den Zwanzigjährigen zum Pfarrer in Glarus.

Diesen ersten großen Erfolg auf seiner Priesterlaufbahn hatte Zwingli allerdings auch materiell nicht umsonst, denn er fand sich bewogen, einen Mitbewerber, der Stallmeister des Papstes gewesen und von der Kurie der mit dem Wahlrecht ausgestatteten Gemeinde als am besten zur Ausfüllung der ledigen Pfarrstelle geeignet empfohlen war, mit der für jene Zeiten recht erheblichen

*) Magister artium liberalium, zu deutsch: Meister der (f. en) freien Künsten (Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie, Musik) bezeichnet die älteste unter den akademischen Würden, welche zum Lehren der freien Künste berechtigen.

Summe von etwas mehr als hundert Gulden über seine Niederlage zu trösten.

Zu seinem Pfarramte war Zwingli nun hauptsächlich auf die Wirksamkeit durch das von der Kanzel herab gesprochene Wort angewiesen, und er mag sich gemäß der Art gewöhnlicher Priester zunächst wohl auf den engen Lebenskreis seiner Gemeinde beschränkt haben; allgemach jedoch wandte er seine Aufmerksamkeit den mehrumfassenden Interessen seines Vaterlandes und schließlich auch der gesammten christlichen Religionsgemeinschaft zu, ohne jedoch anfänglich im entferntesten an eine tiefgehende Kirchenreformation zu denken. Auch die höhere Geistlichkeit ahnte in ihm den grimmigen Feind der nächsten Jahrzehnte noch nicht, vielmehr suchte sie ihn durch Gewährung eines Jahrgelths von fünfzig Gulden an sich zu fesseln.

Die Abenteuerlust und kriegerische Gewinnsucht des Schweizervolkes ward die Ursache, daß Zwingli zum erstenmale mitten in die Wirrsale der Weltereignisse hineingeriffen wurde. Bekanntlich begaben sich die freien Schweizer mehrere Jahrhunderte hindurch freiwillig in die Soldknechtschaft aller möglichen Potentaten; auf all den tausend Schlachtfeldern Italiens, Frankreichs und Deutschlands waren sie zu finden und auch dem Papste waren sie willfährige Kriegsknechte.

Zwar hatten sie um die Zeit von Zwinglis glarner Pfarrherrschaft — im Jahre 1510 — erst auf einem Römerzuge arges Mißgeschick erfahren, und Zwingli hatte kurz darauf einige bemerkenswerter Weise deutsch gedichtete Allegorien erscheinen lassen, welche vor fremden Bündnissen warnten und die friedliche Arbeit im Schoße der Heimat feierten. Dennoch aber strömte 1512 auf den Kriegsruf des Papstes Julius II. die gewaltige Zahl von etwa 20 000 Schweizern über die Alpen und die Glarner waren in hellen Haufen mit von der Partie. Wo aber eine schweizer Gemeinde an einem Kriege teilnahm, da hatte der Anmann das Banner zu führen und der Pfarrer sie zu begleiten. So kam Zwingli in den Krieg für den Papst, und er war viel zu sehr ein streitbarer Sohn der himmelstürmenden Alpenwelt, um nicht — einmal im Kriegstrubel drin — mit aller Energie bei der Sache zu sein. Kriegsberichte, die er an einen Freund schrieb, beweisen das zur Genüge. Und 1415 in der gewaltigen Schlacht von Marignano konnte er seine Kampflust sogar so wenig bändigen, daß er sich mit den Waffen in der Hand mitten in das graufige Schlachtgetümmel hineinstürzte. Aber die Schweizer wurden, trotz aller Tapferkeit, nicht zum mindesten durch Hinterlist u. d. Verrate besiegt, und was nicht umkam — von Glarnern allein bedeckten hunderte die Wahlstatt — kehrte eiligst zur Heimat zurück.

Das war der zweite Wendepunkt in Zwinglis Leben.

(Schluß folgt.)

Poetische Aehrenlese.

Des Mädchens Geständnis.

Von Robert Reinick.

Der Abend war so wunderschön,
Da gingen beide wir durchs Feld;
Die Sonne wollte untergehn,
Und schien noch freundlich in die Welt;
Die Vögel sangen im Gesträuch,
Im Korn und in der blauen Luft;
Die Blumen blühten voll und reich,
Und um uns her war lauter Duft.

Mir war gar feierlich zu Mut
Und doch dabei ohnmäßen froh;
Ich war der ganzen Welt so gut,
Gott weiß, mir war noch niemals so.
Da sprachten wir denn allerlei,
Wovon, das weiß ich selbst nicht mehr,
Und er auch war so gut dabei
Und ging so stille nebenher.

Doch als ich einmal mich gewandt,
Ich weiß nicht mehr, aus welchem Grund,
Da drückt' er plötzlich meine Hand,
Und küßt' mich leise auf den Mund,
Und ich, ich konnt' nicht widerstehn,
Ich habe wieder ihn geküßt,
Und kann noch immer nicht verstehn,
Wie's mir nur eingefallen ist.

Doch bin ich wirklich mir bewußt,
Daß dieser Kuß nichts Böses war;
Wars doch nachher in meiner Brust
So rein, wie es gewesen war.

Ich hätt's auch Jedem gern getan,
Der irgend mir begegnet wär;
Und doch! — wär es ein andrer Mann, —
Te nun, — das fragt sich doch noch sehr!

Hans Hasenfuf.

Eine Alltagsgeschichte aus der jüngsten Vergangenheit. Von Hans Eckart.

(Schluß.)

Endlich sagte der andere etwas.

„Der Weg wird hier sehr eng, — wir müssen hinter-
einander gehen, — halten Sie sich immer möglichst rechts,
links gehts in den Wildbach hinunter, der kommt bei der näch-
sten Biegung dicht an den Weg heran.“

„Der Wildbach,“ sagte Siegfried erschreckt, — er hatte
keine rechte Vorstellung, was so ein Wildbach für ein Bach
wäre, jedenfalls ein furcht-
bar gefährlicher Bach. —

„Da wird der Weg doch
hoffentlich besser beleuchtet
sein, als hier?“

„Beleuchtung — sol-
chen Luxus kennt man hier
nicht, Herr Bandmeyer,
— dort wird der Weg ganz
finster, weil da links der
Berg steil ansteigt und zum
Ueberflus auch noch dichter
Tannenwald weder Mond
noch Sternenlicht durch-
läßt.“

Ganz finster — Wild-
bach links, rechts steiler
Berg und Tannenwald, —
Siegfried überließ eiskalt,
— das war ja eine schau-
rige Gegend.

„Da kann man wohl
Hals und Beine brechen,
wenn man nur 'nen einzigen
Fehltritt tut?“ fragte
er entsetzlich bekümmert.

„Na, auf die Beine
brauchts Ihnen nicht wei-
ter anzukommen, Herr
Bandmeyer —“

Der Begleiter unter-
brach sich, um einen grellen,
unheimlichen Schrei aus-
zustoßen.

Siegfried Bandmeyer
wäre beinahe umgefallen
vor Schreck.

„Was machen Sie
denn, — was schreien
Sie denn so?“ schrie er
selbst in kläglichem Tone.

„Das ist der Ruf des
Ahns, — ich antworte
dem Franz, der uns an
der bewußten Wegbiegung
erwarten sollte, — er ist da, — es ist alles in Ordnung —“

Ich danke für diese Ordnung, dachte sich Siegfried, den die
Erklärung keineswegs beruhigte.

„Warum sagten Sie denn aber, daß es mir auf meine
Beine nicht weiter anzukommen brauche?“ fragte er weiter.

„Ach so —“, der andere lachte, — wie es Siegfried
bedünken wollte, war es ein hohles, heiseres Lachen, wie ein
Hohngelächter, — „na, ich meinte, wenn Sie erst den Hals ge-
brochen, kann Ihnen an gesunden Beinen nicht mehr viel liegen.“

War das ein frivoler Mensch, dachte Siegfried, indem es
ihm vor seinem Begleiter nunmehr sehr ernstlich zu grausen
begann, kann wohl ein anderer Mensch als ein ganz herzloser
Bösewicht so sprechen?

Indessen waren sie an der Wegwende angelangt. Franz
war schon eingetroffen.

„So, nun gehe ich voran,“ sagte Siegfrieds Begleiter,
„Herr Bandmeyer geht hinter mir und hält sich zur Sicherheit
an meinen Rock, und du Franz gehst dicht hinter dem Herrn
Bandmeyer und hältst ihn am Rock, damit, wenn er ausgleiten
sollte, du ihn festhalten kannst.“

Franz gluckte sonder-
bar und sagte nichts, aber
er griff sogleich nach Siegfrieds
Rock.

„Ist denn das wirklich
nötig?“ sagte Siegfried,
indem ihm ein Frostschauer
über den Rücken lief.

„Besser ist's jedenfalls,
Sie könnten uns sonst noch
abhanden kommen, und
nun vorwärts — halt ihn
nur ja fest, Franz.“

Jetzt antwortete Franz:
„Sei ohne Sorge, Knud,
— du weißt, was ich ein-
mal gepackt hab', kann nicht
so leicht wieder los —“

Jede Silbe dieser Ant-
wort und der sie veran-
lassenden Frage steigerte
Siegfrieds Furcht.

Abhanden könnte ich
dem kommen, festhalten
soll er mich, Knud heißt
— ein schreckliches Name —
der andere, der Franz, hat
mich gepackt, und sagt
selbst, daß das, was er
gepackt hat — die sprechen
von mir schon wie von
einem Neutrum, einer
Sache, mit der sie machen
können, was sie wollen,
— hu — kleine Tropfen
des Angstschweißes ent-
quollen den Poren seiner
Stirnhaut, — was für
schreckliche Menschen mir
Gustav Jungmann auch
entgegengeschickt hat.

Plötzlich durchzuckte ihn
ein furchtbarer, grauen-
erregender Gedanke:

Müssen denn das Jung-
manns Abgesandte sein? Was hatte er für Beweise dafür?

Der Angstschweiß sammelte sich und floß ihm in die Augen
und rieselte über die Wangen hinab: er hatte gar keine Beweise
dafür, — er hatte dem Menschen gesagt, wer er sei, er hatte
von Gustav Jungmann gesprochen, — sie hatten bis jetzt sorg-
fältig jedes Wort, was ihm hätte einige Sicherheit geben können,
daß er die Nechten vor sich habe, vermieden, — und wie sie
redeten und sich geberdeten, — der Ausruf, genau so wie Mit-
glieder einer Räuberbande, wie sie ihn festhielten, und wo sie
ihn hinführten, — er wollte ja nach Liebenhausen, und das
war doch Liebenhausen gewesen, das Städtchen, was dicht am
Bahnhofs begann, und jetzt waren sie weit weg von jeder mensch-
lichen Wohnung im stockdunklen Tannenwald, am Rande des



Der kleine Abbate.

entsetzlichen Wildbachs, — waren das Räuber — und es schien ihm jetzt, als könnte es garnicht anders sein, — so war er rettungslos verloren.

Er begann an allen Gliedern zu zittern. Er wollte reden, — eine Frage stellen, deren Beantwortung ihm Klarheit schaffen müßte, ob er es mit den Fremden Jungmanns zu tun habe oder nicht, aber in seinem Kopfe wirbelten die Gedanken untereinander, ohne daß er einen so recht hätte fassen und halten können, zudem war ihm die Kehle wie zugeschnürt.

Seine Begleiter schritten schweigend fürbaß. Diese Lautlosigkeit trug natürlich nicht dazu bei, Siegfrieds Angst zu beschwichtigen. Er kam sich wirklich wie ein Verlorener vor.

Auf einmal tauchte ein Lichtschimmer auf. Der Wald zur Rechten wurde dünner, die Berglehne senkte sich zu Thal und die Sichel des Mondes kam, das undurchdringliche Dunkel mit mächtiger Kraft durchbrechend, zum Vorschein.

Es war wenig, aber es war doch was, ein Hoffnungsstrahl.

Endlich hatten sie ein Stück ebenen Landes zur Rechten. Man konnte bei dem fahlen Schimmer des Mondlichtes weit ins Thal hineinschauen. Freilich erschien alles grau, — aber ganz hinten zeigten sich Lichter, wie von menschlichen Wohnungen.

Siegfried zwang sich zum Reden und jetzt gieng auch wieder.

„Sie könnten, hä — Sie könnten mich — könnten mich jetzt wohl loslassen,“ sagte er. Da er einmal im Zuge war, fragte er auch gleich etwas: „Was ist das da für ein Ort?“

Franz ließ ihn los und sagte: „Liebenhausen.“

Diese Antwort schnürte Siegfried wieder die Kehle zu. Das also ist Liebenhausen, und die führen mich schnurstracks in entgegengesetzter Richtung.

„Du wirst den Herrn Bandmeyer gleich wieder festhalten müssen, Franz, denn wir gehen am besten am Wildbach weiter links in den Wald.“

Jetzt sträubten sich die Haare auf Siegfrieds Kopfe.

Wieder in den Wald, und noch dazu links, während die Lichter von Liebenhausen rechts im Dunkel der Nacht verschwanden. Und wieder festhalten, — nein, es war nicht der geringste Zweifel mehr, daß er in Räuber- und Mörderhände gefallen war! Aber durfte er sich wehrlos, ohne einen einzigen Rettungsversuch gemacht zu haben, abschlagen lassen?

Nein, niemals — das wäre unmännlich, feig, elend gewesen, — er mußte sich mit Aufgebot der äußersten Kraft zu erhalten suchen, er hatte eine Zukunft, er hatte Pflichten — Pflichten gegen sie — gegen das dralle Lehnchen, die ja die seine werden sollte! Es wäre ja doch entsetzlich für das arme Ding gewesen, wenn sie ihren Zukünftigen unwiderbringlich verloren, noch ehe sie ihn ein einzigesmal an ihr Herz gedrückt hatte — ach, ihr Herz — — dicke Tränen traten dem guten Siegfried in die Augen und die Zähne klapperten ihm, — und Pflichten hatte er auch gegen die Kinder, die zweifelsohne einer so segensreichen Ehe entsproßen müßten, — die armen hilflosen Würmer, — sie konnten nicht mal zur Welt kommen ohne ihn — —

Er faßte den Entschluß, eine heldenmäßige Rettungsanstrengung zu machen, — aber wie? Nur ein Gedanke tauchte in ihm auf — aber dieser eine erfaßte ihn mit unwiderstehlicher Gewalt: er mußte ausreißen.

Im Männerturnverein nannten ihn die Mittturner den geborenen Ausreißer, wegen seiner langen Beine und seiner riesigen Geschicklichkeit, sie windhundartig zu gebrauchen.

Hier war der Wald — noch zehn Schritt, so umging ihn das Grauen undurchdringlicher Nacht, — dort lag Liebenhausen, — hier drohte ihm schamiger Tod, — dort winkten Leben und Liebe, — die Wahl war leicht, — der Ruck aber war stark, so stark, wie sich ihn Siegfried selbst unter minder verhängnisvollen Umständen nicht zugetraut hätte, — der Ruck, mit dem er seinen Rockflügel aus der Faust des Franz losriß.

Dann machte er einen kolossalen Satz nach rechts, und nun lief er wie toll in der Richtung nach den Lichtern davon.

„Was ist das, Bandmeyer, sind Sie wahnsinnig — halt, halt — Franz ihm nach — brich — — Hals —“ so hörte er hinter sich drein schreien.

Natürlich spornte ihn das zur furchtbarsten Kräfteanstrengung an, — umsomehr, als die Lichter, die so entfernt erschienen hatten, wie mit zauberhafter Geschwindigkeit näher und näher kamen.

Jetzt verschwanden sie jedoch auf einmal — er stürzte weiter, da tauchten sie wieder auf — dicht vor ihm, — wieder machte er einen Satz — dann stürzte er vornüber — fiel hart auf, — Glas klirrte und splitterte um ihn herum — er fühlte einen furchtbaren Schmerz an Fuß und Kopf und die Sinne schwanden.

Er hörte nur noch lautes Geschrei und Getöse von vielen Stimmen und heller Lichtschein drang auf ihn ein, — dann wurde es finster und es war alles vorbei.

Siegfrieds letzter Gedanke war: er sterbe, und sein letzter Seufzer: armes Lehnchen, arme Kinder.

Aber er war doch nicht tot. —

Er erwachte, — wo war er? — was war geschehen?

Er lag in einem Bett. Matter Lichtschimmer breitete sich über ein ihm gänzlich unbekanntes Gemach. Er versuchte sich aufzurichten. Es gieng, — überhaupt kam er sich nicht einmal verwundet vor, nur sein Kopf schmerzte noch etwas, als hätte er ein paar derbe Hiebe über den Schädel bekommen.

Er rieb sich die Augen und suchte die Dämmerung mit seinen Blicken zu durchdringen.

„Morgen Siegfried Bandmeyer vom Hause Fink u. Co.“ grüßte eine wohlbekannte, burschikose Bassstimme.

Wieder erschrak der unglückliche Siegfried des Todes, — diesmal vor einem Gespenst.

In weißem, langen Gewande stand vor ihm eine Gestalt, deren Gesicht die Züge trug seines Todfeindes, — des gewiegten Mädchenarztes Kurt Stark.

„Wa — was ist das?“ stammelte er.

„Das ist ein Haupttoll, wie mir scheint,“ sagte das Gespenst. „Ein Kapital Spaß, — Sie sind ein Mordskerkel, Bandmeyer, was Sie für Sprünge machen können, wie ein Tiger, — sagen Sie mir aber um Gotteswillen, Menschenkind, wie kommen Sie hierher und warum müssen Sie gerade meinen zukünftigen Schwiegereltern ins Fenster springen — —, sollten Sie's aus purer Berrücktheit getan haben, so geniren Sie Sich nur nicht, mir können Sie's schon sagen, mir kamen Sie immer etwas übergeschnappt vor — —“

Siegfried wurde glührot.

„So etwas muß ich mir verbitten, — Sie beleidigen und verfolgen mich überall hin —“

„Ich verfolge — Sie?“ Herrn Kurt Stark blieb wirklich der Mund offen stehen vor Verwunderung. „Na, das ist nicht übel. Ich reise ohne mit einer Silbe an Jakob Finks Helben Siegfried zu denken nach Liebenhausen, wo mir ein holdes Weib beschieden ist, sitze im friedlichen Familienkreise und konjugire amo, amas (ich liebe, du liebst) &c. Da fuhrs wie ein Donnerwetter von der Fahrstraße herab in das etwa einen Meter tiefer gelegene offene Fenster herein und schlägt alles, Fenster, Tischlampe, Tisch und Stühle in tausend Stücke, daß alles ringsum Peter und Nord schrie, meine zukünftige Schwiegermutter in Ohnmacht, mein würdevoller Herr Schwiegervater unter den Tisch und sein reizendes Töchterlein in meine Arme fiel, — nachdem der erste ungeheure Schreck und die kolossale Verwirrung einigermaßen überwunden war, erweist sich das wie ein Mehlhaad regungslos auf Stuhlbeinen und Glassplittern gebettete Etwas, das ins Fenster hagelte, als mein guter Bekannter, Herr Siegfried Bandmeyer von Jakob Fink u. Co., und bei dieser Sachlage wagen Sie, Herr, zu behaupten — ich verfolge Sie — —“

Siegfried hatte mit steigendem Entsetzen zugehört.

Was hatte er, Unglückseliger, angerichtet!

„Ach Gott, ach Gott, Herr Stark,“ begann er zu jammern, „wo bin ich denn nun jetzt?“

„Jetzt sind Sie im Hause meiner Braut, im Gastzimmer, das ich bewohne, als Gast des Gastes, — übrigens repandire ich mich bloß, — ich hab' Ihnen viel zu danken, Bandmeyer; ehe Sie kamen, grübelte ich vergeblich, wie ich denn endlich mit einer Liebeserklärung die verschämte Zurückhaltung meines Lieb-

hens brechen sollte, zumal die Alten mir dem, wie sie meinten, allzu flotten Bruder Studio, mit ezlichem Mißtrauen entgegenkamen, — da sprangen Sie, Bandmeyer, noch im rechten Augenblicke zum Fenster herein — und warfen mir mein Mädchen in die Arme, — natürlich laß ich sie nie wieder los.“

„Wen — mich?“ fragte Siegfried weinerlich.

„Gott behüte,“ lachte der Student. „Sie laß ich wieder laufen, sobald Sie laufen können. Ich glaube aber, Sie werden sich die Veine nicht schlecht versprungen haben, — gebrochen haben Sie, Glückspilz, allerdings nichts.“

„Wie heißen denn die freundlichen Menschen, die mich Unglücklichen nicht gleich wieder zum Fenster hinausgeworfen haben, — wie's mir eigentlich ganz recht gewesen wäre?“ wimmerte Siegfried weiter.

„Prechtling heißen sie.“

„Prechtling!“ schrie Siegfried laut auf.

Dieser letzte Schlag war der furchtbarste, der unsern Siegfried treffen konnte. Er konnte sich nicht mehr halten, — es war gar zuviel auf ihn eingestürzt des Außergewöhnlichen, Erschrecklichen, — er fing bitterlich an zu schluchzen.

Kurt Starks Verwunderung aber war nicht geringer als Siegfrieds Schmerz.

„Ha, bei allen Heiligen des Olymp,“ rief er, „Bandmeyer — Unglücksmensch, — nehmen Sie denn so ungeheuern Anteil an meinem Glück, daß Sie so erbärmlich heulen?“

„O Lehnchen, Lehnchen,“ ächzte Siegfried.

„Zum Teufel, Herr, bei Ihnen rappelt's doch, — ich heiße nicht Lehnchen.“

Unsere Illustrationen.

Beim Schaj. (S. 249.) Man bewundert bei den Tyrolern ihr gutes musikalisches Gehör und die Reinheit ihrer Stimme, die sich diese Söhne der Berge weit mehr zu bewahren imstande sind, als die eng gedrängten, in Dunst und Dampf lebenden großen Massen der Städte. Man hört in Tyrol „Ruchzer“ und „Jodler“ von seltener Reinheit. Das musikalische Wesen bildet das heitere Gegenstück zu der harten und schweren Arbeit, mit welcher der Tyroler seinem rauhen Boden den täglichen Unterhalt abgewinnen muß. Von jeher ist auch von oben herab das musikalische Wesen in Tyrol gepflegt worden, jedenfalls mit der väterlichen Absicht von Seiten des Staats und der Geistlichkeit, die Tyroler vom allzuvielen Nachdenken über politische und andere „gefährliche“ Dinge abzuhalten. Ein Mensch, welcher gut singt und jobelt und dessen geistiges Streben darin aufgeht, ist der österröichischen Regierung allezeit lieber, als ein „Subjekt“, welches sich mit politischen Dingen befaßt, und obwohl es vielleicht nicht einmal „vermögend“ ist, dennoch sich herausnimmt, über die höchsten Probleme dieser Erde nachzudenken, ja vielleicht die Unversittlichkeit so weit treibt, die Resultate dieses Nachdenkens laut anderen und vielen anderen mitzuteilen, so daß auch diese sich zu solchen bedenklichen Untugenden verführen lassen.

Um all diese Dinge scheinen sich die beiden nicht zu bekümmern, die wir auf dem Bilde sehen. Die Tyroler und die Tyrolerinnen vom ersten Schlag spielen häufig sehr gut die Schlagzither und so sehen wir hier, wie das „Diandl“ auf dem beliebten Instrument mit den ebenso häufigen als geschickten Fingern ihre Kunst übt, während der „Bua“ andächtig zuhört. Es sind zwei kernhafte Gestalten, so recht aus dem tyroler Volksleben herausgeschnitten. Dazu kommt noch, daß sie ein Liebespaar sind, die sich demnächst heiraten wollen. Man ist also wohl berechtigt anzunehmen:

„Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit“ — und wir wollen nur hoffen, daß es recht lange dabei bleibe und sie nicht nach der Zeit des schönen Liebeslenges, wenn „die Rot der schweren Zeit“ an sie herantritt, Klagelieder zu singen haben oder daß gar statt der lieblichen Klänge der Zither eine keisende Frauenstimme in dem kleinen Heim schrill ertönt, welche sich beklagt, daß man so wenig verdiene, daß die Kinder so viel kosten, daß der Mann zu viel ins Wirtshaus gehe. Indessen scheint das „Diandl“ trotz seiner derben Gestalt doch ein recht gutmütiges Wesen zu sein und auch der „Bua“ macht den Eindruck von dem, was man einen ordentlichen Menschen nennt; er wird sich also alle Mühe geben, die Lage seiner Familie so angenehm zu gestalten, als in seinen Kräften steht; er wird ein guter Haus- und Familienvater sein. Und so dürfen wir annehmen, daß die Klänge der Zither diesen beiden einfachen Menschen eine verhältnismäßig glückliche Zukunft verkünden, soweit es auf sie ankommt. Leider kommt es nicht immer auf den guten Willen des Menschen an und die aus den Verhältnissen erwachsenden Sorgen und Bedrängnisse sind gewöhnlich zu groß, als daß sie der lustige Klang der Zither hinwegzuschleichen vermöchte.

A. T.

„Nein,“ wimmerte Siegfried, „Sie nicht — sie aber — sie — Ihre Braut — —“

„Meine Braut, was geht Sie denn meine Braut an, die übrigens ebensowenig Lehnchen heißt, sondern Cilly — Cäcilie.“

Das war der erste Lichtstrahl für Siegfrieds gequältes Herz. Und was Kurt Stark an Aufklärungen auf Siegfrieds hastige, ängstliche Fragen folgen ließ, brachte bald völlig heiteres Wetter.

Kurt Starks zukünftiger Schwiegervater war der pensionierte Rentmeister Prechtling, der Bruder des Bezirksförstlers Prechtling drüben im Wald, dessen eine Tochter Gustav Jungmanns Braut, und dessen andere Lehnchen war. Die beiden Abgesandten Jungmanns waren Lehnchens Brüder, die von Jungmann ins Vertrauen gezogen, sich über den in ihr kleines Schwesterchen sterblich Verliebten schon ehe sie ihn kannten, riesig lustig gemacht hatten und sich gestern Abend die größte Mühe hatten geben müssen, um ihm nicht ins Gesicht zu lachen.

An Siegfrieds Seelenhimmel wollte nur eine düstere Wolke noch lange nicht weichen — das Bewußtsein, sich durch sein Ausreißer selbst ernstlich lächerlich gemacht zu haben.

Deshalb reiste er auch sofort nachhause, — aber Gustav Jungmann und Kurt Stark, der Siegfried besonders auch deshalb dankbar blieb, weil er ihm versprochen hatte, niemals einem Mitgliede der Familie Prechtling etwas von seinem Verhältnisse mit der leichtsinnigen Emmy Holder zu verraten, — sorgten dafür, daß er ein Jahr später einen ehrenvollen Einzug ins Försterhaus halten konnte. — Und auch ein Jahr später, als er ursprünglich gedacht, war das prächtige Lehnchen des langen Hans Hagenfuß zärtlich liebendes Weib.

Der kleine Abbate. (S. 265.) „Der Bub“, zum Rauchen noch nicht reif, stiehlt seinem Vater eine Pfeife, und freut sich sehr. An der Stadtmauer auf eine Pfeife Zuwad“ heißt es in dem klassischen Tabaklied der Studenten. Der Held unseres Bildes ist aber kein gewöhnlicher Bub, sondern ein eingehendes Pflälein, was ihn aber nicht hindert, seinem Professor einen Zigarrenstummel zu stibizen und im verbotenen Genuß zu schwelgen. Im Gegenteil, gemäß dem Sprichwort: „Was eine Kesself werden will, brennt bei Zeiten,“ ist das für ihn eine Vorübung auf seinen künftigen Beruf, wo er in süßester Heimlichkeit dem lästigsten unter den drei Ordensgelübden eine Nase drehen wird. Aber vielleicht tun wir dem Bieder Männlein Unrecht, indem es einst möglicherweise nicht zur Kategorie der Dicken, sondern (nachdem es die Weltlust sich genügend hat austoben lassen und dem Teufel gegeben hat, was des Teufels) zu derjenigen der Dünnen gehören wird. Der freibeitbegeisterte Poet Anastasius Grün hat die schwarze Garde seiner Heimat in diese beiden Kategorien eingeteilt in seinem Gedicht: Die Dicken und die Dünnen. Es lautet:

Fünzig Jahre sinds, da riefen unsre Eltern zu den Waffen:
Krieg und Kampf den dicken, Lugelrunden, seichten Pfaffen!
Auch in Waffen stehen wir Enkel; jezt doch muß die Lösung sein:
Krieg und Kampf den dünnen, mageren, spindelhagern Pfäffelein!

Aber wo gabs größere Arbeit, welcher Kampf bot mehr Gefahren?
Wo galts fester auszubauern, wo galts klüger sich zu wahren?
Lauthin schnaubt die plumpe Wilsau, wenn sie durch das Didicht krecht,
Aber leise kriecht die Biper, die nach deinen Ferien schleicht.

Einst verschnarchten dicke Pfaffen ganze Tag in süßem Schläflein,
Jezt doch liegen auf der Lauer immer wach die dünnen Pfäfflein.
Jene brüllten ihre Inbrunst heulend in die Welt hinein;
Diese winseln ihren Jammer, Katern gleich im März, so fein.

Mächt'gen, schweren Folianten gleichen einstens jene Dicken;
„Allgemeines großes Kochbuch“ stand als Inskript auf dem Rücken.
Einem schmalen, kleinen Büchlein sind die Dünnen gleich, fürwahr!
„Kurzgefahnte Gaunerstücklein“ heut das Titelblatt euch dar.

Mit der Grobheit und der Dummheit hattet einst den Kampf ihr Alten;
Doch der Artigkeit und Schlaueit müssen wir die Stange halten!
Einstens rannten euch die Dicken mit dem Banst die Türen ein;
Doch es kriechen jezt die Dünnen uns durchs Schlüßelloch hinein.

Längst schon hat ein tapftrer Ritter kühn der Dicken Heer gebändigt,
Und als goldner Stern des Tages jene finstere Nacht geendigt.
Josef hieß der Stern und Ritter, Wien du kannst sein Denkmahl sehen!
Ach, und will denn gen die Dünnen nimmer solch ein Held erstehn?

O, so steigt ihr Dicken wieder lebend aus der Todesurne!
Doch mit altem, guten Magen! Werdet christliche Saturne
Und verschlingt den mageren Nachwuchs! O, dann sind wir beide los,
Denn nicht lange mehr kann leben, wer solch gift'ge Kost genos.

St.

Beiträge zur Länder- und Völkerkunde.

Amerikanisches. Daß eine Stadt durch einen formellen Beschluß ihrer Behörden erklärt, von einem bestimmten Tage an moralisch werden zu wollen, kann nur in den Vereinigten Staaten vorkommen. Dodge City in Kansas besaß bisher einen sehr schlechten Ruf. Als aber die Atchinson- und Santa Fe-Eisenbahngesellschaft es zur Bedingung machte, daß für Ordnung und Sicherheit des Eigentums und Lebens Garantie geleistet werde, so faßte der Stadtrat den feierlichen Beschluß, daß die Stadt vom 6. September ab moralisch werden und jedes Haus, das nicht nachweislich zu anständigen Zwecken bewohnt wird, geschlossen werden würde.

Die **Crawindianer**, welche zirka 3000 Seelen in 800 Familien zählen, erklärt die „St. Pauls Gazette“ (Minneajota) für das reichste Volk der Welt. Sie besitzen 6 500 000 Acres Land, deren jeder 1 Dollar wert ist, 11 500 Pferde zu 20 Dollars das Stück, und erhalten von der Regierung der Vereinigten Staaten jährlich 800 000 Dollars Unterstützung. Das macht zusammen 7 300 000 Dollars oder auf den Kopf ein Vermögen von 2510 Dollars.

Gesetzgebung, Verwaltung, Statistik.

Ein Urteil über unsere Rechtsverhältnisse. In einem Artikel der „Grenzboten“ im eben beendeten Jahrgange wird von augenscheinlich sehr sachkundiger Seite folgendes Urteil über unsere Gesetzgebung gefällt: Die heutige Gesetzgebung, selbst von Rechtsgrundsätzen zweifelhaften moralischen Wert durchdrungen, bietet schon lange keine Schutzwehr mehr für den sogenannten „Dummen“, sondern überläßt ihn unerbittlich seinem Schicksale; dagegen gestattet sie dem Schlaunen, der zu Reichtum und Wohlleben mühelos gelangen will, das Zuchtband mit dem Kermel zu streifen. Den Begriff „Schwindel“ kennt sie nicht und läßt seine Ausführung unbestraft. Sie ist vollkommen in den Begriffen des unsozialen römischen Rechts befangen und wird zuletzt dahin führen, wo das römische Reich trotz seiner Größe und Herrlichkeit schließlich anlangte: zum Untergange, wenn sich das germanische Volksbewußtsein nicht noch rechtzeitig ermannt und gegen die Verwälschung kräftig reagiert. Wir müssen uns also vorläufig schon mit der Tatsache abfinden, daß das Verbrechertum in schnellem Wachstum begriffen ist und für die nächsten Jahrhunderte schwerlich einen anderen Charakter annehmen wird.

Industrie und Technik.

Farbe des Wassers. Um zu zeigen, daß reines Wasser nicht farblos, sondern blau gefärbt ist, bedient man sich nach Professor Viktor Meyer folgender Anordnung: Mehrere, etwa fünf, weite dünnwandige Glasröhren von zirka 40 Millimeter im Lichten und 1 1/2 Meter Länge werden mit Stücken weiten Gummischlauches verbunden und so in eine zirka 7 1/2 Meter lange Röhre verwandelt. Die beiden Enden derselben sind durch ebene Glasplatten, welche mittels angefitzter Metallhülsen festgehalten werden, verschlossen; die Hülsen tragen seitlich kurze Zuleitungsröhren von Messing, welche zum Füllen dienen. Die Röhre wird genau horizontal aufgestellt und mit einem schwarzen Tuche umgeben. Blickt man durch die leere Röhre, so erscheint das Gesichtsfeld farblos, da eine etwaige Wirkung der Farbe des Glases durch das schwarze Tuch und die über die Endquerschnitte des Rohrs greifenden, undurchsichtigen Hülsen ausgeschlossen ist; wird die Röhre nun mit destilliertem Wasser angefüllt, so erscheint beim Durchblicken ein intensiv grünblaues Feld. Wird der Versuch nicht am Tage, sondern bei Gaslicht angestellt, so tritt statt der blauen eine lebhaft grüne Farbe auf.

Jagd und Fischerei.

Edelfischeier. Nach der kürzlich veröffentlichten Uebersicht über die Leistungen des deutschen Fischereivereins im letzten Arbeitsjahre ist zum erstenmal die Zahl von fünf Millionen Edelfischeier überschritten worden, ein Erfolg, der um so größere Anerkennung verdient, als die dem Verein zustiehenden Geldmittel verhältnismäßig geringe sind. Diese fünf Millionen verteilter Eier bilden indessen nicht die Gesamtsumme der in Deutschland künstlich erbrüteten. Ein reges Streben herrscht hierin auch in zahlreichen Lokal-, Provinzial- und Landesvereinen, so daß mit Hinzurechnung der von diesen erzielten Erfolge die obige Summe sich wohl verdoppeln dürfte. Gegenüber der Tätigkeit der Nordamerikaner in dieser Beziehung verschwinden freilich die zehn Millionen erbrüteter Fischeier. So wurden in Northville während der Jahre 1882/83 allein 70 950 000 Salmonideneier befruchtet, für das nächste Jahr soll indessen diese Zahl auf etwa 500 Millionen gebracht werden. Die Fischereikommission erhielt aber auch vom Jahr

1871 bis 1883 eine Beihilfe von etwa 4 800 000 Mark! Mehrfach ist in neuerer Zeit die Zweckmäßigkeit der Fischzucht, wie sie vom deutschen Fischereiverein gefördert wird, angezweifelt worden, aber die tatsächlichen Erfolge und Zahlen sprechen in deutlicher Sprache für die ersteren. In den ostpreussischen Gewässern, in der Weichsel, der Oder, den Flüssen der Ostseeküste, in Holstein, Schleswig und Mecklenburg, in der Elbe, Weiser, Ems und Rhein, in der Donau und ihrem Flußgebiet, überall ist gegen frühere Jahre eine wesentliche Verbesserung der Fischerei auf Edelfische festzustellen gewesen, und kleinere Gewässer, die seit langer Zeit die Forelle nicht mehr aufzuweisen hatten, sind jetzt in erfreulicher Weise von neuem mit diesen edlen Fischen bevölkert.

Literarische Umschau.

Die Samosierra. Roman aus dem spanischen Bühnenleben von Robert Waldmüller (E. Duboc). Stuttgart 1881. Levy und Müller.

Der gefeierte Meister des Romans hat in dieser vielleicht reifsten Gabe seiner Muse einen hochinteressanten Stoff ebenso spannend als gediegen behandelt. Samosierra ist der Name einer berühmten Schauspielerin Madriids. Sie stammt väterlicherseits aus der französischen Champagne, ihre Mutter war eine edelfässige Deutsche. Dieser Umstand empfahl sie der Teilnahme der deutschen Prinzessin, welche als dritte Gattin Ferdinand VII. und als Vorgängerin der ränkesüchtigen Maria Christina von 1819 bis 1829 Spaniens Königin war. Dadurch hatte die Heldin Gelegenheit, dem eigenartigen Zuschnitt des Hofes von Madrid und Aranjuez sehr interessante Studien zu widmen. Aus unmittelbarer Anschauung konnte sie in dem buntschönen Roman ihres eigenen Lebens das Treiben vor und hinter den Coulissen schildern und die Beziehungen der Bühne zum Journalismus darlegen. Endlich hat Samosierra bis in die Klöster hinein das Leben des spanischen Volkes kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, und man kann sagen, daß es wenig Bücher gibt, die über die Sitten und Bräuche eines Landes in so unterhaltender Weise orientieren und zugleich das Gemüt so lebhaft anregen als das vorliegende. Neben dem feinen psychologischen Reiz, welchen der Einblick in das Wollen und Werden einer Seele voll Adel und Wahrhaftigkeit gewährt, sind es besonders auch die spanischen Heimlichkeiten, die an der Erzählung anziehen. Das Buch ist von der Verlagshandlung splendid ausgestattet.

Rätsel.

Zum Himmel ragend ist's gebaut von Stein,
Doch zarte Wesen hüllen gern sich drein.
Daß Blätter es oft hat, weist du genau,
Jedoch daß Kinder es besah und eine Frau,
Ist dir vielleicht nicht so bekannt.
Sag an, scharfsinniger Freund, wie wird das Ding genannt?
E. R.

Rösselsprung.

es	wer	me	stän	gen	tic	tig	der
bän	te	sin	ist	o	be	nicht	e
ta	und	ster	al	dig	wisch	bis	der
ne	te	der	es	kitt	der	grau	fo
maß	pel	gen	gril	mer	dort	pe	de
al	ster	zeit	er	ist	or	der	der
ten	rich	dem	tut	nen	im	ster	dant
in	kalt	mei	tig	es	der	wald	ten

Inhalt: Die Alten und die Neuen. Roman von M. Kautsky. (Fort.) — Cäsarismus im alten Rom. Von Wilhelm Bloß. — Ulrich Zwingli. (Mit Porträt.) Mit einleitenden Bemerkungen zur Frage der kulturellen Bedeutung der Reformation. Von Bruno Geiser. — Hans Hafensub. Eine Alltagsgeschichte aus der jüngsten Vergangenheit. Von Hans Edart. (Schluß.) — Unsere Illustrationen: Beim Schas. — Gute Nacht! — Guten Morgen! — Der kleine Abbat. — Beiträge zur Länder- und Völkerkunde: Amerikanisches. — Die Crawindianer. — Gesetzgebung, Verwaltung, Statistik: Ein Urteil über unsere Rechtsverhältnisse. — Industrie und Technik: Farbe des Wassers. — Jagd und Fischerei: Edelfischeier. — Literarische Umschau: Die Samosierra. — Rätsel. — Rösselsprung. — Verztlicher Ratgeber. — Redaktionskorrespondenz. — Allgemeinwissenschaftliche Auskunft. — Ratgeber für Haus- und Landwirtschaft. — Gemeinnütziges. — Mannichfaltiges.